

## Reinigung im Heim

Viel Know-how für die Sauberkeit  
Seite 45

# CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



## Lebensqualität

Ein Begriff wird vermessen und erhält Konturen

## Mit wenigen Klicks zum Wunschpersonal

Arbeitgeber und Stellensuchende aus dem Gesundheits- und Sozialbereich finden sich über das attraktive Portal sozjobs.ch – einfach, direkt und kostengünstig.

### Grösster Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

Die Stellenplattform sozjobs.ch von CURAVIVA Schweiz verzeichnet jeden Monat über 150'000 Besucher. Damit ist das Portal der grösste Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe in der Schweiz und den angrenzenden Regionen. Jährlich werden tausende Jobangebote platziert und dementsprechend viele Fachkräfte angestellt. Tatsächlich gibt es branchenweit nur wenige Institutionen, welche sozjobs.ch nicht nutzen. Als nationaler Dachverband garantiert CURAVIVA Schweiz ausserdem höchste Qualität und Seriosität.

### Frischer Look und optimierte Funktionen

Seit Ende März ist sozjobs.ch in einer komplett überarbeiteten Form online. Die gesamte Stellenplattform wurde neu programmiert und das Layout grosszügig, frisch und modern gestaltet. Bewährte Abläufe wie das Erfassen von Inseraten wurden optimiert. So können neu bestehende Stellenanzeigen kopiert und als Vorlage genutzt werden. Auch Stellensuchenden stehen diverse neue Funktionen zur Verfügung. Interessante Stellen können im persönlichen Konto gespeichert werden. Weiter können individuell angepasste Such-Abos erstellt werden, damit die neuesten Jobs automatisch jeden Morgen im E-Mail-Eingang landen. Schon in den ersten Tagen wurden die neuen Möglichkeiten hundertfach genutzt und nach kurzer Zeit bestätigte sich: sozjobs.ch hat mit den Neuerungen ins

Schwarze getroffen. Sowohl die Arbeitgeber wie auch die Stellensuchenden haben die neue Version mit Begeisterung aufgenommen.

### Mobile Jobsuche

Heute werden Stellenangebote neben PC und Print zu über 50% auf mobilen Geräten wie Smartphones und Tablets gelesen. Deshalb unterstützt die neue Version von sozjobs.ch alle mobilen Geräte – ob iOS (iPhone, iPad), Android oder Windows Phone. So können sich Stellensuchende jederzeit bequem von unterwegs, auf dem Arbeitsweg oder auch zuhause über neue Jobangebote informieren.

### Vielfacher Nutzen

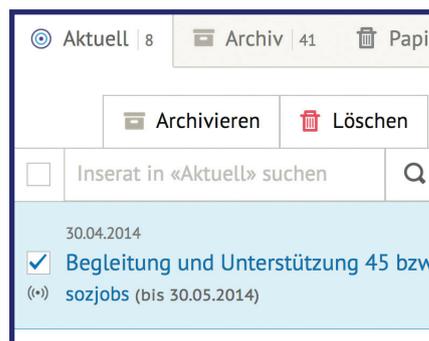
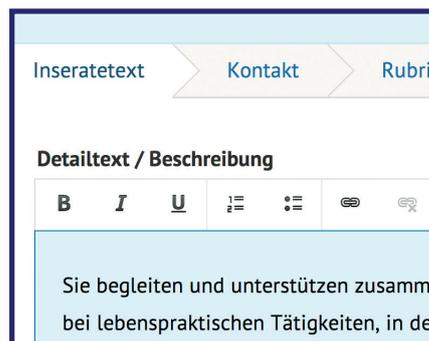
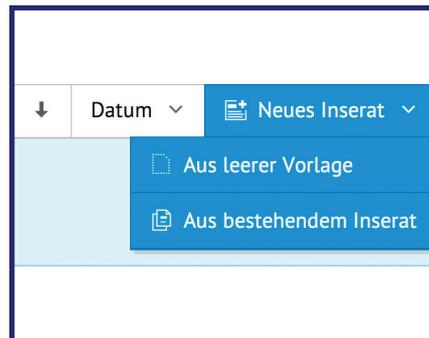
Mit der neuen Stellenplattform werden die Funktionalitäten für beide Seiten deutlich erleichtert. Die Stellenausschreibung und die Stellensuche gestalten sich nun noch einfacher und effizienter.

Ausserdem werden Stelleninserate besser wahrgenommen, weil sich Anbieter und Suchende direkt auf „ihrem“ Portal finden und sozjobs.ch nun auch über mobile Geräte optimal bedient werden kann.

### Konto erstellen und loslegen

Sie kennen sozjobs.ch noch nicht? Schauen Sie rein, erstellen Sie ein Konto und testen Sie das effizienteste Stellenportal für Berufe im Gesundheits- und Sozialbereich.

[www.sozjobs.ch](http://www.sozjobs.ch)



«Es gibt keine Lebensqualität ohne Gerechtigkeit, soziale Teilhabe und eine intakte Umwelt. Das macht Lebensqualität eminent politisch.»



Beat Leuenberger

Chefredaktor

## Liebe Leserin, lieber Leser

Was ist Lebensqualität? «Wohlriechende Bettwäsche aus hochwertigen Materialien», sagt der eine, «möglichst grosse Selbstbestimmung und Unabhängigkeit» die Zweite. Und der Dritte: «Ruhe zum Nachdenken.» Lebensqualität bedeutet für jede und jeden etwas anderes. Sie ist individuell.

Wie also ergründen, welche Lebensqualität sich die über 115 000 Menschen wünschen, die in den Heimen und Institutionen von Curaviva Schweiz leben? Wie individuell angepasste Lebensqualität schaffen für Menschen mit Unterstützungsbedarf? Diese Fragen zu beantworten, hat sich der Dachverband vorgenommen. Eine ehrgeizige Aufgabe!

Mit der Lebensqualitätskonzeption, die den 2570 Mitgliederinstitutionen seit diesem Monat zur Verfügung steht, bietet Curaviva Schweiz nun einen Orientierungsrahmen an, der dabei helfen kann, ein Verständnis für Lebensqualität zu entwickeln. Die Konzeption definiert Lebensqualität nicht, sondern berücksichtigt die Individualität, die dem Begriff innewohnt. Kernstück des elaborierten Werks sind strukturierte Fragen an die Bewohnerinnen und Bewohner in 17 Kategorien, die alle Lebensbereiche berühren (Beitrag Seite 8). Dabei geht es darum, Defizite auszumachen, Massnahmen zu planen und umzusetzen. Es geht aber nicht darum, alle mit allem und mit dem gleichen zu beglücken. Gebrechliche und beeinträchtigte Menschen, die Fähigkeiten verloren haben, diesen aber nicht nachtrauern, erfreuen sich nach der Curaviva-Konzeption einer hohen Lebensqualität. Etwas nicht mehr wollen, was man nicht mehr kann, macht Menschen zufrieden. Diese Herangehensweise jenseits von Paternalismus und Rigidität überzeugt.

Erste Erfahrungen mit der Lebensqualitätskonzeption zeigen deren Praxistauglichkeit. «Wir haben jetzt ein Instrument zur Hand, mit dem wir unsere Entscheide begründen können», sagt Roger Cavegn, Geschäftsführer des Arbeits- und Wohnheims Kleindöttingen im Kanton Aargau (Beitrag Seite 28).

«Bisher entschieden wir oft aus dem Bauch heraus.» Auch die Stiftung Kinderheime Solothurn geht neue Wege Richtung individuelle Lösungen, wenn die Verantwortlichen für ihre Kinder und Jugendlichen die Frage in den Vordergrund stellen: Wer braucht was, um eine gute Lebensqualität zu erreichen (Beitrag Seite 36)?

Wann kam der Begriff «Lebensqualität» in die Welt, und welchen Bedeutungswandel hat er – unabhängig von unterstützungsbedürftigen Menschen – durch die Epochen erfahren? Dieser Frage geht mein Redaktionskollege Urs Tremp in seinem Essay zum Auftakt der Fachzeitschrift im Juni nach (Seite 6). Er kommt zum Schluss: «Es gibt keine Lebensqualität ohne Gerechtigkeit, soziale Teilhabe und eine intakte Umwelt. Das macht Lebensqualität eminent politisch.»

Lange Zeit war Lebensqualität gleichbedeutend mit Wachstum und Fortschritt – und ist es für viele von uns wohl heute noch. Dagegen gäbe es nichts einzuwenden, wären damit Geist und Seele gemeint. ●

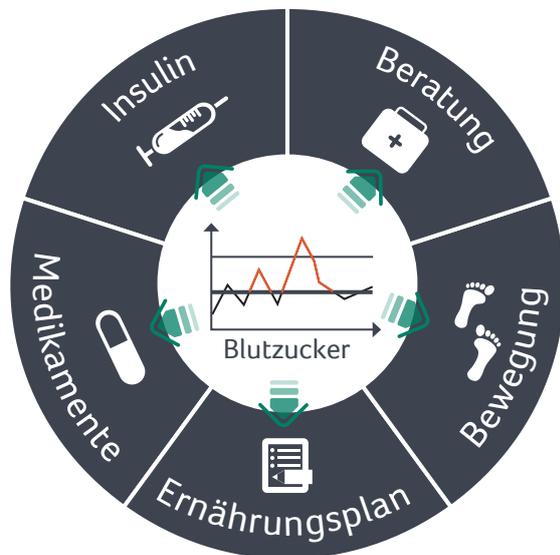
## Die richtigen Schlüsse ziehen Zielgerichtet pflegen und betreuen

In der Pflege und Betreuung stehen täglich grundlegende Entscheide an. Sind diese begründet, überprüfbar und werden sie faktenbasiert getroffen? Sind die eingeleiteten Massnahmen erfolgreich? Die Pflegedokumentation von Sage liefert die Antworten, abgestimmt auf die Informationsbedürfnisse von Management und Pflegepersonal. Das Resultat ist ein durchgängiges Qualitätsmanagement über den gesamten Pflegeprozess.

### Fehler erkennen, Qualität verbessern

Wie viele Pflegeminuten pro Heimbewohner werden in einem bestimmten Zeitintervall eingesetzt? Welche Pflegemassnahmen wurden geplant und was wurde konkret ausgeführt? Welche Beschwerden treten wann

und wie häufig auf? Mit der Pflegelösung von Sage schaffen Sie ein umfassendes Qualitätsmanagement über alle Stufen hinweg. Sie erkennen dank Ereignis- und Fehlermeldeprotokoll mögliche Defizite, können die nötigen Massnahmen ableiten und Ihre Ressourcenplanung begründet anpassen.



Zielgerichtete Massnahmen aufgrund überwachter Vitalwerte  
(Bsp. Blutzuckerwerte)

### Eröffnen Sie sich die Vorteile eines durchgängigen Pflegeprozesses

Vereinbaren Sie noch heute Ihren Beratungstermin.  
Details zur Lösung finden Sie auch unter

[www.sageschweiz.ch/ehealth](http://www.sageschweiz.ch/ehealth)

Sage Schweiz AG  
0848 868 848  
[info@sageschweiz.ch](mailto:info@sageschweiz.ch)

### Richtige Entscheide treffen

Die Pflegelösung von Sage erleichtert die klinische Entscheidungsfindung massiv. Sicher begleitet durch die Software erstellen Sie eine professionelle Pflegeplanung praktisch per Mausclick. Entscheide werden klar begründet und faktenbasiert getroffen. Aufgrund der Anamnese erhält die Pflegeperson Vorschläge, konform mit dem von der Institution angewandten System wie BESA oder RAI. Umfassende Auswertungen, z. B. zu Vitalwerten, unterstützen die tägliche Pflege- sowie Betreuungsarbeit und schaffen Sicherheit. Einmal getroffene Massnahmen sind archiviert und jederzeit nachvollziehbar.

### Praxis und Wissenschaft erfolgreich kombiniert

Sie arbeiten immer nach neusten Standards. Dank engem Erfahrungsaustausch mit externen Pflegeexpertinnen und -experten sowie Wissenschaftlern fließen neuste Erkenntnisse laufend in die Software ein. Zudem wird in speziellen Projektgruppen mit Kunden die Kompatibilität mit RAI & BESA ständig überprüft und verbessert.

### Einmal erfassen, überall verwenden

Daten werden nach den Vorschriften und Ansprüchen von Leistungsträgern sowie im Rahmen des Qualitätsmanagements nur einmal korrekt erfasst und stehen im gesamten Pflegeprozess zur Verfügung. Alle Stammdaten können exportiert und weiterverarbeitet werden.

### Intuitiv und ressourcenschonend arbeiten

Sie finden sich dank Anlehnung an die Office-Programme rasch in der Sage Pflegelösung zurecht. Ihre bereits bestehenden Formulare auf Word- oder Excelbasis, z. B. Bestelllisten für Pflegematerial, können Sie problemlos mit der Pflegedokumentation verknüpfen und weiterverwenden.

## Spiritualität in Heimen



16

## Demenztagesstätte «Wirrgarten»



40

## Der Film «Gabrielle»



45

### Inhaltsverzeichnis

## Lebensqualität

### Ein Begriff und viele Deutungen

Es gibt keine Lebensqualität ohne Gerechtigkeit, soziale Teilhabe und eine intakte Umwelt. Das macht Lebensqualität auch zu einem politischen Begriff.

6

### Herausfinden, was Lebensqualität für jeden bedeutet

In Institutionen ist viel von der Lebensqualität die Rede. Was verstehen die Heimbewohnerinnen und -bewohner darunter? Die Lebensqualitätskonzeption von Curaviva hilft weiter.

8

### Musik füllt Räume mit Tönen und Erinnerungen

Wenn Musiktherapeut Otto Spirig in Altersheimen aufspielt, weckt er Freude und Erinnerungen: Das berührt Herz und Kopf.

13

### Was hat die Erdbeere mit Spiritualität zu tun?

Ein Erdbeerdessert im Februar passt nicht in ein spirituelles Heimkonzept: Eine Fachfrau erklärt, warum.

16

### Es zählen auch die «weichen» Faktoren

Was genau ist Lebensqualität, und wie kann man sie messen? Aus einem Forschungsprojekt wurde ein Messinstrument.

21

### Überraschende Methoden wirken oft entspannend

Ein Besuch des Heimclowns Ulrich Fey baut Spannungen ab und bringt Heiterkeit.

25

### Verantwortung in der eigenen Wohnung

Menschen mit Behinderung fühlen sich viel besser, wenn sie möglichst selbstständig wohnen und arbeiten können.

28

### Den Gefühlen von Menschen mit Demenz auf der Spur

Interviews und Beobachtungen geben Hinweise auf das Befinden von Menschen mit Demenz. «Qualis» untersucht unter anderem, ob genügend Kontakt, Privatraum und Licht vorhanden sind.

33

## Sinnvolle Regeln statt sture Normen

Die Stiftung Kinderheime Solothurn geht neue Wege bei der Betreuung schwieriger Jugendlicher: Deren Lebensqualität hat mehr Gewicht erhalten.

36

## «Wirrgarten» für ein besseres Leben

Mit einer Methode namens «Dementia Care Mapping» misst Irene Leu, wie Patienten mit Demenz besser betreut werden können.

40

## Erwachsene Behinderte

### Gabrielle und die Liebe

Ein kanadischer Film zeigt die Wünsche und Sehnsüchte, aber auch die Alltagsschwierigkeiten einer jungen Frau mit Behinderung.

45

## Management

### Reinigen ist mehr als bloss Drüberwischen

Scheuerlappen und Schmierseife genügen nicht mehr. Besonders in Altersheimen muss alles blitzblank sauber sein, zugleich sind soziale Kompetenzen gefragt.

46

## Journal

### Kolumne

49

### Kurznachrichten

49

### Stelleninserate

24

Titelbild: Ein Sommernachmittag im Garten kann pure Lebensfreude sein. Für die Bewohnerinnen und Bewohner des Arbeits- und Wohnzentrums Kleindöttingen ist Lebensqualität, wenn sie so selbstständig wie möglich leben und arbeiten können. Foto: AWZ Kleindöttingen

**Impressum** Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2014, 85. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: urs.keller@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Lisa Oppliger • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058

**Lebensqualität ist kein eindeutiger Begriff – aber man kann ihn mit Inhalt füllen**

# Wie geht es mir? Wie geht es den anderen? Wie geht es der Zukunft?

Wollen wir unsere Lebensqualität tatsächlich verbessern, müssen wir über gesellschaftliche Fragen nachdenken. Es gibt keine Lebensqualität ohne Gerechtigkeit, soziale Teilhabe und eine intakte Umwelt. Das macht Lebensqualität eminent politisch.

Von Urs Tremp

Der Auftrag war anspruchs- und reizvoll: Die Kommission «Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität» des deutschen Bundestages sollte neue Kriterien zur Wohlstandsmessung ausarbeiten. Das Bruttoinlandprodukt (BIP) könne nicht länger als einziger und verbindlicher Indikator für Wohlstand und Wohlergehen der deutschen Bevölkerung dienen. Vielmehr sollten Faktoren wie Lebenserwartung, Bildung oder Umweltschutz bei der Ermittlung von Lebensqualität mitberücksichtigt werden.

Das war vor drei Jahren. Letztes Jahr warf die Kommission den Bettel hin. Die Auffassungen, was alles berücksichtigt und wie gewertet werden soll bei der Vermessung der Lebensqualität, gingen so weit auseinander, dass an ein verbindliches Papier nicht zu denken war. Die reale Parteipolitik hatte die hehre Absicht eingeholt. Hier die Anhänger eines möglichst uneingeschränkten Marktwachstums, dort die Streiter für eine ökologisch-nachhaltige, sozial-verträgliche Wirtschaftspolitik. Sie fanden nicht zusammen. Zu verschieden die Ansichten, was schliesslich dem einzelnen Menschen, aber auch der Gesellschaft zu einer verbesserten Lebensqualität verhelfen könnte. Ganz überraschend war das Scheitern nicht. «Lebensqualität» ist kein präzis definierter Begriff. Und seit er vor bald fünfzig

Jahren Eingang ins politische Vokabular fand, wird darum gestritten, wie er mit Inhalt zu füllen ist.

## Der moderne Begriff «Lebensqualität» ist noch jung

Tatsächlich war «Lebensqualität», ohne dass man den Begriff gebrauchte, über Jahrhunderte gleichbedeutend mit Wachstum, Innovation, technischem Fortschritt. Entdeckungen, Erkenntnisse und Erfindungen – von der Zähmung des Feuers über die Erfindung des Rades bis zur Konstruktion der Zentralheizung – sicherten das Überleben, mehrten den Wohlstand und brachten mannigfaltige Annehmlichkeiten. Allerdings längst nicht für alle. In allen Gesellschaften der Vergangenheit gab es unterschiedliche soziale Schichten. Aber in den zumeist feudalen Systemen nahmen die Menschen als Schicksal hin, welche Rolle ihnen zugedacht war. Also war selbstverständlich, dass «Lebensqualität» – Wachstum, Innovation, technischer Fortschritt – zuerst den Bessergestellten zustand.

Erst die modernen Demokratien erlaubten es auch Menschen aus weniger privilegierten Schichten, für sich und Seinesgleichen «Lebensqualität» einzufordern. Das beschränkte sich in den Industriegesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts auf einen gerechten Lohn für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, auf humane Arbeitszeiten, auf ein Dach über dem Kopf und später auf soziale Sicherheiten

(Krankenkasse, Altersversicherung, Arbeitslosenversicherung) und auf bezahlte Ferien und Feiertage. So lange diese Forderungen mit Wachstum und Fortschritt vereinbar waren, gab es eine Auseinandersetzungen um Lebensqualität, wie wir sie heute verstehen, nicht.

Es ist kein Zufall, dass der moderne Begriff von «Lebensqualität» just zu einer Zeit Eingang in den politischen Alltag fand, als erstmals über die Grenzen des Wachstums und die Auswir-

**Jahrhunderte lang war Lebensqualität gleichbedeutend mit Wachstum und Fortschritt.**

kungen des Fortschritts auf Umwelt und Rohstoffressourcen diskutiert wurde. In seinem wegweisenden Bericht machte der Club of Rome 1972 die Industriestaaten erstmals darauf aufmerksam, dass ihr Handeln globale Auswirkungen hat, die den Horizont einer einzelnen Generation weit überschreiten. Nun erreichten neue Themen die Politik: Ausbeutung und Zerstörung der Natur, Bevölkerungswachstum, ungerechte Verteilung von materiellen und immateriellen Gütern. Neue politische Bewegungen (Die Grünen) nahmen diese Themen auf und mahnten die Wachstumsvertreter, ihre Verantwortung gegenüber Umwelt und künftigen Generationen wahrzunehmen. Der Begriff «Lebensqualität» wurde neu zum Kampfbegriff gegen den fahrlässigen Umgang mit der Natur, mit gefährlichen Energieträgern (Atomkraft), mit neuen Entdeckungen (Medizin, Biologie etc.). «Lebensqualität» definierte sich nun als angstfreies Leben, das auch für die Kinder und Kindeskindern lebenswert ist.

#### **Bemerkenswerte Karriere eines Begriffs**

Seither sind über vierzig Jahre vergangen. Wie jeder Begriff, der nicht genau definiert und mehrdeutig anwendbar ist, hat «Lebensqualität» eine bemerkenswerte Karriere gemacht. Man trifft ihn heute in den Prospekten für Wellness-Hotels an, Immobilienhändler werben damit für ihre Neubauten, Inneneinrichter preisen ihre Möbel als «Gewinn an Lebensqualität» an. «Lebensqualität» ist zum Synonym für ganz persönliches Wohlbefinden geworden. In einer Gesellschaft der Ich-Optimierer keine ganz überraschende Entwicklung. Doch damit beisst sich die Katze auch in den Schwanz. Denn eine Gesellschaft von Ich-Optimierern schafft neben Gewinnern zwangsläufig Verlierer. Der Gewinn von Lebensqualität des einen ist der Verlust von Lebensqualität des anderen. Das fällt freilich statistisch nicht auf. Denn das Plus auf der einen ergibt mit dem Minus auf der anderen Seite einen ausgeglichenen Durchschnitt.

Gerade darum reklamieren moderne Wohlforscher, die Lebensqualität in Gesellschaften nicht mehr mit BIP-Durchschnittswerten anzugeben, sondern die soziale Wohlfahrt, die Verteilung der Ressourcen, den Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung und ökologische Nachhaltigkeit mitzuberücksichtigen. Lebensqualität habe neben dem individuellen (bin ich zufrieden mit meinem Leben?) auch einen kollektiven Aspekt (lebe ich in einer Gesellschaft, die auf Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und Ausgleich aufbaut?). Das gelte es zu berücksichtigen. Ehrenamtliche Arbeit etwa ist am BIP nicht ablesbar, ist aber für eine Gesellschaft sehr wichtig.

Tatsächlich hat nicht zuletzt das Gebaren der (Gross-)Banken, die waghalsigen Finanzspekulationen und die Superboni der Investmentbanker, die Menschen auch im kapitalistischen Westen hellhöriger gemacht. «Empört Euch!» ist zum Kampfbegriff geworden. Empört Euch über die Raffgier, empört Euch über die ungerechtfertigten Belohnungen, empört Euch über die Unterordnung aller politischen und gesellschaftlichen Ak-

tivitäten unter das Diktat der Ökonomie! Die britischen Gesundheitswissenschaftler Richard Wilkinson und Kate Pickett, die nach den Zusammenhängen von Wohlstand, Gleichheit und Glück forschen (Buchtitel: «Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind»), geben den Empörten recht: In gleicheren Gesellschaften seien mehr Menschen mit ihrem Leben zufriedener als in ungleichen. Länder wie die USA seien selbst in Boomzeiten kein Modell einer guten Gesell-

schaft. Das liege an der ungerechten Einkommensverteilung. Starke Ungleichheit belastet die Armen in reichen Gesellschaften nicht nur, weil sie wenig haben. Ebenso entscheidend ist, dass sie weniger als die anderen haben. Dabei zählen zum Weniger auch immaterielle Werte: eine schlechtere Gesundheit, weniger Bildung oder das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Die Globalisierung hat die Tendenz verstärkt, politische Entscheide dem marktwirtschaftlichen Wettbewerb unterzuordnen. Fast jede Massnahme ist erlaubt, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Zuweilen muss der Druck nicht einmal aus dem Ausland kommen. In der Schweiz führt der interkantonale Steuerwettbewerb dazu, dass bei den Schulen Sparpakete geschnürt werden müssen. Und Politikerinnen und Politiker denken laut darüber nach, ob gewisse Studiengänge an den Universitäten und an den Fachhochschulen nicht mehr angeboten werden sollen, weil sie für die Wirtschaft ohne Belang und damit für das BIP unwesentlich sind. Ob eine Gesellschaft, die den Homo oeconomicus zur Leitfigur macht, die Menschen allerdings glücklicher macht, ist fraglich. Ein Wohlstandsmodell jedenfalls, das vor allem auf hohe Spekulationsgewinne an den Börsen baut, wird inzwischen von vielen als nicht mehr zukunftsträchtig angesehen.

#### **Glaube an Selbstheilungskräfte der Märkte schwindet**

Tatsächlich bestätigte eine Umfrage in Deutschland vor zwei Jahren, dass zwei von drei Befragten den Selbstheilungskräften der Märkte nicht mehr trauen. Der Kapitalismus sorge weder für einen «sozialen Ausgleich in der Gesellschaft» noch für den «Schutz der Umwelt» oder einen «sorgfältigen Umgang mit den Ressourcen». Das Volk sei gar nicht so stark an kurzfristigen Zielen interessiert, kommentierte die umfrageerhebende Bertelsmann Stiftung.

«Nachhaltigkeit, Umwelt und Soziales liegen vielen Bürgern mehr am Herzen, als Politiker glauben.» Entsprechende aktuelle Befragungen in der Schweiz fehlen. Der Trend dürfte indes in eine ähnliche Richtung gehen. Grundsätzlich wird auch in unserem Land eine Mehrheit Wirtschaftswachstum zwar als wichtig einstufen. Aber daran, dass Wirtschaftswachstum die eigene Le-

bensqualität steigere, glauben immer weniger. Die deutsche Umfrage zeigt, dass für die Menschen anderes als «Geld und Besitz zu sichern und zu mehren» für die Lebensqualität wichtig ist: Ganz oben steht die «Gesundheit», es folgen die «Zufriedenheit mit der persönlichen Lebenssituation» und der «Schutz der Umwelt». Die Forderung, die daraus abzuleiten ist: Reden wir darüber, was notwendig ist, damit möglichst viele Menschen ein gutes und sicheres Leben führen können. ●

---

**Heute bieten  
auch Wellness-  
Hotels und  
Immobilienmakler  
«Lebensqualität» an.**

---

---

**Gesund zu leben  
ist den Menschen  
heute wichtiger,  
als Geld und Besitz  
zu mehren.**

---

## Die Curaviva-Lebensqualitätskonzeption für Menschen mit Unterstützungsbedarf

# Mit Systematik und Empathie

Mit seiner Lebensqualitätskonzeption will Curaviva Schweiz ein Instrument zur Verfügung stellen, das den Heimen und Institutionen hilft, die eigenen Leitbilder zu diskutieren und nach Bedarf neu zu justieren. Kernaussage: Lebensqualität kann strukturiert werden.

Von Urs Treppe

Curaviva-Direktor Hansueli Mösle weiss, dass der Begriff «Lebensqualität» zum aktiven Wortschatz aller Menschen gehört, die in Heimen und Institutionen tätig sind. Er weiss aber auch, dass der Begriff viele Definitionen zulässt – und er fragt: «Wie kann eine Institution für Menschen mit Unterstützungsbedarf individuell angepasste Lebensqualität schaffen?»

Tatsächlich werden die Leitbilder und die daraus abgeleiteten praktischen Handlungsanleitungen für den Heimalltag noch oft aus einer Mischung von Schul- und Ausbildungswissen, Praxiserfahrung und betrieblichen Rahmenbedingungen formuliert. Im günstigeren Fall kann das den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Heims durchaus eine hohe Lebensqualität bescheren. Im weniger günstigen mag man noch immerhin eine mittlere Unzufriedenheit erreichen. So oder so: Wenn in Heimen und Institutionen Leitbilder ausgearbeitet und formuliert werden, ist zwar viel von der Lebensqualität der Heimbewohnerinnen und –bewohner die Rede. Doch noch oft werden sie zu wenig gefragt, welche Lebensqualität sie sich denn wünschen, was sie unter Lebensqualität verstehen.

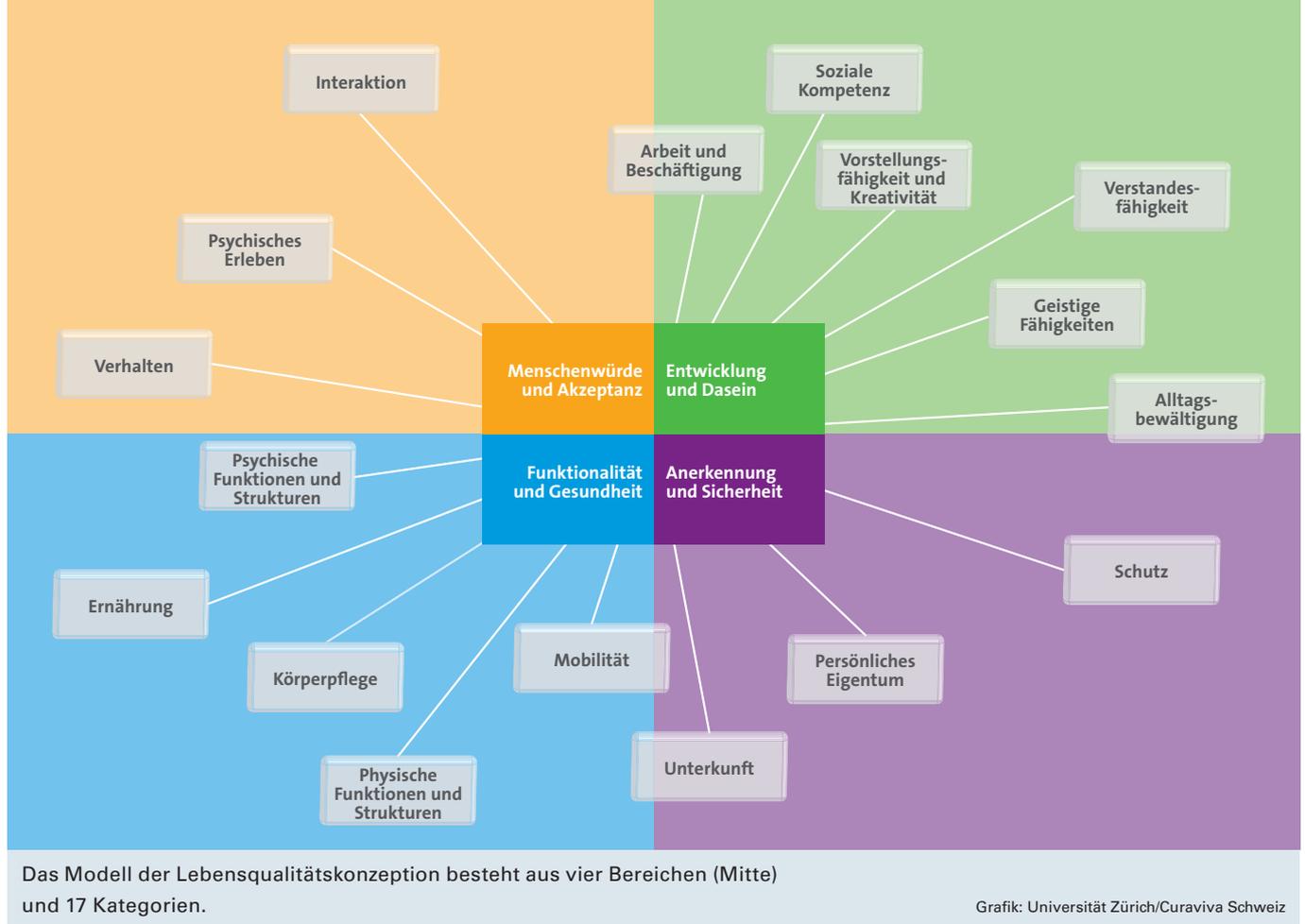
**Die Wissenschaft liefert die Grundlage, wie Lebensqualität gemessen werden kann.**

Curaviva Schweiz will mit einer neu ausgearbeiteten Lebensqualitätskonzeption einen Orientierungsrahmen anbieten, der den Heimen und Institutionen helfen kann, ein Verständnis für Lebensqualität zu entwickeln. Die Gesundheits- und Sozialwissenschaft liefert die Grundlage, wie Lebensqualität gemessen und wie im konkreten Fall ein Thema angegangen werden kann. Dabei geht das Modell von vier Kernbereichen aus:

- Menschenwürde und Akzeptanz
- Entwicklung und Dasein
- Anerkennung und Sicherheit
- Funktionalität und Gesundheit

In diesen vier Kernbereichen lassen sich objekt- und bedarfsorientiert 17 Kategorien konkreter Themen untersuchen: Verhalten, psychisches Erleben, Interaktion (Menschenwürde und Akzeptanz); Arbeit und Beschäftigung, soziale Kompetenz, Vorstellungsfähigkeit und Kreativität, Verstandesfähigkeit, geistige Fähigkeiten, Alltagsbewältigung (Entwicklung und Dasein); Schutz, persönliches Eigentum, Unterkunft (Anerkennung und Sicherheit); Mobilität, physische Funktionen und Strukturen, Körperpflege, Ernährung, psychische Funktionen und Strukturen (Funktionalität und Gesundheit; siehe Grafik Seite 9).

Das alles mag aufs Erste etwas theoretisch tönen. Curaviva-Schweiz-Direktor Hansueli Mösle sagt allerdings: «Die Konzeption versteht sich als Rahmen für das ganz konkrete Handeln zugunsten von mehr Lebensqualität für jeden Menschen mit Unterstützungsbedarf.» Und was ist neu daran? «Zuerst und vor allem: Der Perspektivenwechsel. Unsere Konzeption von Lebensqualität richtet sich konsequent auf die Bewohnerinnen und Bewohner von Institutionen aus. Sie stellt erstmals eine Struktur zur Verfügung, die es Pflege- und Betreuungsprofis ermöglicht, sich zusammen mit den betreuten Menschen deren Lebensqualität anzunähern. Mit Empathie und Systematik.»



Die Lebensqualitätskonzeption von Curaviva zeigt die Systematik auf, wie das Lebensqualitätsmodell umgesetzt werden kann – individuell dem einzelnen Menschen angepasst, wissenschaftlich fundiert und umfassend.

Das Modell ist der Handlungs- und Diskussionsrahmen. Die konkreten Massnahmen zur Sicherung und Steigerung der Lebensqualität werden schliesslich mit dem grösstmöglichen Einbezug der betroffenen Personen ausgehandelt.

Der Umsetzung und Anwendung ist immer die Fallschilderung einer Betreuungsperson vorangestellt. Das Team wird so informiert über die Umstände einer zu unterstützenden Person. Die darauf folgende Diskussion wird gemäss Lebensqualitätsplan in fünf Schritte unterteilt:

- Schritt 1: Themen festlegen.
- Schritt 2: Den Themen den Kategorien zuordnen.
- Schritt 3: Diskussionsrahmen festlegen, Interventionsmarker definieren.
- Schritt 4: Massnahmen planen und umsetzen.
- Schritt 5: Massnahmen evaluieren.

Alle diese fünf Schritte werden zusammen mit der zu unterstützenden Person oder ihrer Stellvertretung vorgenommen (ein konkretes Beispiel siehe Seite 11).

Dann werden die ausgehandelten Massnahmen umgesetzt: «Grundsätzlich sind die Person mit Unterstützungsbedarf, die verantwortlichen Dienstleistenden, Angehörigen und allenfalls weitere Beteiligte wie Mediziner oder Therapeuten in den Planungsprozess zu integrieren. Nur durch die aktive Mitwirkung der Hauptbeteiligten können auch positive Resultate entstehen. Aus den Interventionsalternativen wird diejenige ausgewählt, die den grösstmöglichen und nachhaltigen Erfolg verspricht und die vorhandenen Ressourcen optimal verwertet.»

Was heisst das im Heimalltag im Umgang mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen? Für die Verbesserung der Lebensqualität braucht es Fachwissen, soziale Kompetenz und vor allem Zeit. Zentral sind Zuhören und strukturiertes Vorgehen.

**«Heime sind nicht Produktionsbetriebe. Sie erbringen Beziehungsdienstleistungen.»**

Das Pflege- und Betreuungspersonal muss die Wünsche und Anliegen der Menschen ernst nehmen, muss wissen, wo sie Defizite empfinden, was sie stört und in ihrer Lebensqualität einschränkt. Die Lebensqualitätskonzeption dient dabei als «inhaltliches Kategoriensystem und als sprachlicher Bezugsrahmen».

Anders gesagt: Wenn die Beteiligten Lebensqualität evaluieren, dann bewegen sie sich in einem bestimmten, strukturierten Rahmen und brauchen dieselben Worte und Begriffe, die für alle das Gleiche bedeuten. Hansueli Mösle ist überzeugt: «Wenn ein Heim sich mit der Lebensqualitätskonzeption auseinandersetzt, wird sich die Atmosphäre verändern. Die Beziehungsqualität wird steigen. Mit positiver Wirkung auf die öffentliche Wahrnehmung der Heime – bei Angehörigen, in der Gesellschaft, der Politik. Es wird sichtbar: Heime sind nicht Produktionsbetriebe, sie erbringen Beziehungsdienstleistungen.»

Auf den Einwand, das koste Zeit und Geld, antwortet Mösle: «Die entstehenden Pflege- und Betreuungsleistungen müssen unter dem Strich nicht gezwungenermassen mehr kosten. Uns geht es zunächst einmal um eine professionelle Haltung, die den ganzen Menschen wahrnimmt und danach strebt, zu leisten, was für die individuelle Lebensqualität nötig ist.» ●



Aus- und Weiterbildungen in Aktivierung

## Aktivierung aus erster Hand.

**HF Diplom** 3-jährige Vollzeitausbildung  
Dipl. Aktivierungsfachfrau HF  
Dipl. Aktivierungsfachmann HF  
Leitung des gesamten Bereichs Aktivierung



**Zertifikat FAB** Fachperson in  
aktivierender Betreuung

**Zertifikat FAA** Fachverantwortliche/r  
in Alltagsgestaltung und Aktivierung



> Mehr zu den nächsten Infoveranstaltungen  
und Weiterbildungsangeboten gibts  
direkt via die Tags oder auf [www.medi.ch](http://www.medi.ch)



medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung  
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | [at@medi.ch](mailto:at@medi.ch)

## CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

### Bildung, die weiter geht!

- **Chronische Wunden – die Herausforderung in der Langzeitpflege**  
24./25. Juni 2014, Luzern
- **Palliative Care** (Fachvertiefung)  
11. September 2014 bis 28. Januar 2015 (10 Tage), Zürich
- **Lehrgang BerufsbildnerIn im Sozial- und Gesundheitsbereich**  
22. September 2014 bis 24. April 2015 (17 Tage), Luzern
- **Gerontopsychiatrische Pflege und Betreuung** (Fachvertiefung)  
6. Oktober 2014 bis 24. Februar 2015 (10 Tage), Luzern
- **Lehrgang Langzeitpflege und -betreuung**  
27. Oktober 2014 bis 20. Januar 2016 (40 Tage), Luzern

Weitere Informationen finden Sie unter

[www.weiterbildung.curaviva.ch](http://www.weiterbildung.curaviva.ch)

CURAVIVA Weiterbildung Abendweg 1 6006 Luzern  
Telefon 041 419 01 72 [weiterbildung@curaviva.ch](mailto:weiterbildung@curaviva.ch)



The Swiss Society  
for Public Health



PUBLIC HEALTH SCHWEIZ  
SANTE PUBLIQUE SUISSE  
SALUTE PUBBLICA SVIZZERA



Schweizer  
Paraplegiker  
Zentrum

## 23. Pflegesymposium

Das Symposium für Fachpersonen aus dem Gesundheits-  
und Sozialwesen

### Gesundheitskompetenz im Fokus

**Donnerstag, 6. November 2014**

#### Information und Anmeldung

Schweizer Paraplegiker-Zentrum  
Sekretariat Pflegemanagement  
CH-6207 Nottwil  
T +41 41 939 53 50, F +41 41 939 53 60  
[paracademy.spz@paraplegie.ch](mailto:paracademy.spz@paraplegie.ch)  
[www.spz.ch/pflegesymposium](http://www.spz.ch/pflegesymposium)



Anmeldefrist: 16. Oktober 2014

Teilnahmegebühr: CHF 200.-, inklusive Verpflegung

Schweizer Paraplegiker-Zentrum | [www.paraplegie.ch](http://www.paraplegie.ch)  
Ein Unternehmen der Schweizer Paraplegiker-Stiftung

Lebensqualität kann systematisch und nachhaltig erzielt werden

# Die Lebensgeister wecken

Wie das Modell der Lebensqualitätskonzeption konkret angewendet wird, zeigt das Beispiel aus einem Heim für erwachsene Menschen mit einer Behinderung.

**Der Fall** Herr M. ist 41 Jahre alt, geschieden, Vater von drei Kindern (7, 9 und 10 Jahre). Er lebt seit drei Jahren in einem Heim. Früher arbeitete er als Taxifahrer. Dies ist ihm aufgrund einer neurologischen Erkrankung nicht mehr möglich. Bis vor einem Jahr konnte er zweimal im Jahr per Fernreisebus in seine Heimatstadt Neapel fahren, um die Kinder und deren Mutter zu besuchen. Auch in der Schweiz stieg er bis vor einem Jahr regelmässig für Spazierfahrten in den Bus, besuchte Kollegen und Freunde. Mittlerweile haben die Beeinträchtigungen massiv zugenommen. Der Gang wirkt unkontrolliert, er muss sich häufig übergeben, seine Sprache verstehen nur noch vertraute Personen. Deshalb möchte Herr M. das Heim nicht mehr ohne Begleitung verlassen. Um trotzdem den Kontakt mit der Familie zu pflegen, bezahlt Herr M. die Fahrkosten, damit ihn seine geschiedene Frau mit den Kindern ein- bis zweimal im Jahr besuchen kommt. Im Allgemeinen ist Herr M. fröhlich, umgänglich und anpassungsfähig. Periodisch suchen ihn jedoch Verzweiflungsattacken heim. In diesen Phasen kann es zu gewaltsamen Handlungen kommen, die sich bis jetzt meistens nur gegen Sachen richteten. Herr M. wird deswegen medikamentös behandelt und besucht Gesprächstherapien. Es ist ihm bewusst, dass sich sein Gesundheitszustand weiter verschlechtern wird, denn auch seine Mutter und sein Grossvater hatten dieselbe Erkrankung. In den letzten Wochen und Monaten hat Herr M. deutlich an Gewicht verloren, obwohl er kalorienreiche Nahrung zu sich nimmt.

**Schritt 1: Themen festlegen** Die Fallschilderung zeigt, dass bei Herrn M. einerseits die Gewaltausbrüche und andererseits die Ernährung zwei zentrale Themen bilden.

**Schritt 2: Den Themen Kategorien zuordnen** Die Gewaltausbrüche von Herrn M. sind allenfalls mit den zu kurz kommenden Interaktionen mit seinen drei Kindern begründbar und/oder damit, dass er immer unfähiger wird, den Alltag autonom zu bewältigen. Vielleicht hängt die Tendenz zu physischer Gewalt aber auch mit den psychischen Funktionen und Strukturen respektive mit dem psychischen Erleben der aktuellen und der ihm prognostizierten Situation zusammen. Um diese Vermutungen zu visualisieren, werden die betreffenden Kategorien mit dem Thema «Gewalt»

verbunden. Das zweite Thema, die «Ernährung», ergibt sich aus dem Gewichtsverlust und den Folgebeeinträchtigungen. Hier gilt es, die physischen Grundfunktionen von Herrn M. sicherzustellen. Entsprechend wird das Thema mit den beiden Kategorien Ernährung und den physischen Funktionen und Strukturen verbunden.

**Schritt 3: Diskussionsrahmen festlegen, Interventionsmarker definieren** Die Themen und die damit verbundenen Kategorien werden nach dem aktuellen Situationsverständnis und nach dem prognostizierten Krankheitsverlauf analysiert. Dabei lässt sich die Alltagsbewältigung als erster möglicher

Interventionsmarker benennen. Die zunehmende Abhängigkeit von unterstützenden Strukturen und der fehlende Kontakt zu seinen Kindern führen dazu, dass Herr M. seine Situation als ausweglos empfindet. Diese Gegebenheiten könnten (mit-)verantwortlich sein für die Gewaltausbrüche. Parallel kann ein weiterer Interventionsmarker gesetzt werden, der die instabile

Ernährungssituation angeht. Wäre es möglich, den Gewichtsverlust zu stoppen, würde sich dies positiv auf andere Kategorien (z. B. Mobilität) auswirken.

**Schritt 4: Massnahmen planen und umsetzen** Ausgehend von der Kategorie Alltagsbewältigung kann für Herrn M. beispielsweise ein Netz aus vertrauenswürdigen Personen aufgebaut werden, die regelmässig mit Herrn M. in Kontakt treten. Über dieses Netz könnte Herr M. mit gestärkter Zuversicht Unterstützungsangebote wahrnehmen und den eigenen Alltag – trotz abnehmender Eigenständigkeit – selbstbestimmt organisieren. Ein weiterer Ansatz ist die Sicherstellung des Kontaktes zu seinen Kindern. Mögliche Massnahmen sind regelmässige telefonische Kontakte oder auch die Nutzung moderner Videotelefonie. Über die Kategorie Ernährung können Abklärungen lanciert werden, die Auskunft über die Unverträglichkeit von bestimmten Nahrungsmitteln geben oder neurologisch bedingte Ursachen aufdecken. Sollte der massive Gewichtsverlust mit dem Krankheitsbild in Verbindung gebracht werden, könnten weiterführende Gespräche mit Herrn M. angebracht sein, die auf zukünftige Direktiven im progressiven Krankheitsverlauf hinweisen.

**Schritt 5: Massnahmen evaluieren** Die verantwortlichen Personen haben hinsichtlich der Überwachung und Begleitung der Massnahmen die Aufgabe, deren Wirkung zu verfolgen. Für eine allfällige Massnahmenkorrektur muss erneut eine Situationsanalyse vorgenommen werden (innerhalb der eingebundenen Kriterien wird ein anderer Interventionsmarker gesetzt). ●

Unterstützungsangebote schaffen, die helfen, wieder Zuversicht zu gewinnen.



# Weiterbildung Alter

## Einzigartige Angebote

### MAS, DAS- und CAS-Studiengänge

Gerontologie, bewegungsbasierte Alltagsgestaltung, Demenz und Lebensgestaltung, Angehörigen- und Freiwilligen-Support

Infoveranstaltung: 30. Juni 2014, 18.15 Uhr  
Berner Fachhochschule, Schwarztorstrasse 48, Bern

[alter.bfh.ch](http://alter.bfh.ch)



Berner  
Fachhochschule

► Institut Alter

## Einfach komfortabel ..

Der Clematis erfüllt alle Anforderungen an einen Pflegerollstuhl und noch mehr...

**Nur beim Preis ist er knauserig!**

Beachten Sie auch unsere Aktionen unter [www.gloorrehab.ch](http://www.gloorrehab.ch)



Neu ist der Clematis mit Arbeitstisch, Seitenpelotten und winkelverstellbaren Fussplatten ausgerüstet.

**Natürlich zum gleichen Preis!**

Verlangen Sie ein Exemplar **kostenlos und unverbindlich** zur Probe!

### Gloor Rehabilitation & Co AG

Mattenweg 5 CH - 4458 Eptingen

Tel. 062 299 00 50 Fax 062 299 00 53

[www.gloorrehab.ch](http://www.gloorrehab.ch) [mail@gloorrehab.ch](mailto:mail@gloorrehab.ch)



## Solide und dialogstark.



braincom.ch

CarePflege – die elektronische Pflege-dokumentation von Ruf – vermittelt eine Gesamtübersicht des Patientendossiers und unterstützt die Zusammenarbeit mit der Ärzteschaft und dem Pflegefachpersonal.

Ruf Gruppe, Rütistrasse 13, 8952 Schlieren

[www.ruf.ch](http://www.ruf.ch), [info@ruf.ch](mailto:info@ruf.ch), Tel. 044 733 81 11

## Otto Spirigs Musiktherapie aktiviert Hirn und Herz

# Und plötzlich ist der Liedtext wieder da

**Singen bringt manchmal bei Menschen mit Demenz längst Versunkenes ins Gedächtnis zurück: Nicht nur die Worte zum Lied steigen wieder hoch, sondern auch Stimmungen von «anno dazumal». Das erlebt Musiktherapeut Otto Spirig immer wieder.**

Von Claudia Weiss

«Komm lieber Mai und mache ...» Noch kaum hat Otto Spirig die ersten Akkorde auf seiner Handorgel gespielt und mit seiner kräftigen Stimme den Einstieg gesungen, fallen schon die ersten Stimmen mit ein. Etwas zitterig und leise zuerst, dann immer kräftiger. Die drei vitalen Damen haben vorher schon eine Weile am grossen Tisch im Aufenthaltsraum gesessen und auf diese Stunde gewartet, der weisshaarige stattliche Mann an Spirigs linker Seite ebenfalls. «Singen und Musik mit Otto Spirig», heisst es auf dem gelben Zettel neben dem Lift. «Alle sind herzlich eingeladen.»

Viele haben sich schon den ganzen Tag darauf gefreut. Etliche Leute grüssten Spirig fröhlich, als er am frühen Nachmittag sein Rollwägelchen vorbeischoob. Otto nennen ihn alle hier im Alterswohn- und Pflegeheim Rütthubelbad am Tor zum Emmental. Handorgel und ein ganzer Stapel Notenhefte liegen darauf: Wer mag, soll alle Strophen mitsingen können. Und es mögen jeweils erstaunlich viele. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner eines Stockwerks tauchen früher oder später zu den vierzehntäglichen Singanlässen auf. «Singen, Tanzen und Musik gehen direkt in die Herzen der Menschen», erklärt Otto Spirig. Manchmal spielt er auch an Tanzanlässen auf. Dort heben Pflegendes sogar Leute aus dem Roll-

stuhl und halten sie beim Tanzen fest. «Körperkontakt und Musik sind menschliche Grundbedürfnisse», sagt er. «Beides hat eine ganz unmittelbare Wirkung und macht allen viel Freude, egal welchen Alters.»

### Musik kommt an, ob mit oder ohne Text

Tatsächlich, am Tisch im Aufenthaltsraum auf dem dritten Stock ist inzwischen schon richtig Stimmung aufgekommen. Ein leicht verwirrt wirkender Mann und zwei fidele Frauen haben sich dazugesellt. Der weisshaarige Mann neben Otto Spirig hat sich warmgesungen und intoniert auch schon mal begeistert eine harmonische zweite Stimme. Ein Bach-Chor ist es nicht, aber die frühlingshaften Volkslieder tönen mit Handorgelbegleitung erstaunlich schön. «Perfekt muss es auch gar nicht sein», wird Otto Spirig später sagen. Im Gegenteil: Wer hier Perfektion suche, sei fehl am Platz. Nein, seine Musik hat den Zweck, den Leuten einen Moment Unbeschwertheit zu schenken, ein bisschen Freude und manchmal auch ein paar Erinnerungen. «Mit der Stimme erzeugen wir Stimmung», sagt er, und seine dunklen Augen funkeln fröhlich unter den dichten Brauen. Und: «Musik berührt, noch wenn die Worte schon längst ihren Sinn verloren haben.»

Will die Stimmung einmal nicht so richtig in Gang kommen, verdreht Spirig hemmungslos

die Worte eines Liedtextes, baut zwei, drei freche Strophen aus einem Lumpenlied ein oder spielt absichtlich ein paar schräge Akkorde. Dafür erntet er manch schalkhaftes Lächeln, sogar die Dame in Beige, die etwas müde auf dem Sofa sitzt, schmunzelt und richtet sich auf. Und jene zarte Frau mit dem Pagenschnitt, die so wohlgezogen wirkt, kennt nicht nur alle Lieder auswendig, sondern gibt überraschend sogar eine anzügliche Strophe zum Besten: «Ich hab das Fröilein Helen baden sehn,

>>

**«Stimme kann Stimmungen hervorrufen: Lieder müssen nicht perfekt klingen, sondern berühren.»**



Wenn Musiktherapeut Otto Spirig in Alters- und Pflegeheimen auftaucht, freuen sich manche Leute schon lange vorher und noch lange danach: Seine Lieder bringen Stimmung und wecken Erinnerungen.

Foto: Martin Glauser

da kann man Waden sehn ...», singt sie leise, aber deutlich, und lächelt dabei verschmitzt. Damit er auch jene nicht überfordert, die sich nur noch mit Mühe orientieren können, fragt Otto Spirig nie, «was wollen wir singen». Stattdessen schlägt er gleich selber vor, weil jetzt Frühling sei, wollten sie zusammen gleich die vielen Frühlingslieder durchsingen: «S'isch Meiezyt», «Il canto del cucù» und «Alle Vögel sind schon da», wo die Worte fehlen, summt hier und da jemand leise mit, und vor dem Fenster fliegen die ersten Schwalben vorbei. Es ist ein schöner Moment, die Zufriedenheit im Raum ist förmlich greifbar. Mittlerweile ist auch jene beinahe blinde alte Dame hinzugekommen, die vorher noch mit ihrer Begleitung unter dem Kas-

tanienbaum gegessen hatte. Sie ist betrübt, als sie merkt, dass sie bereits einen Teil der Stunde verpasst hat. Dafür stimmt Otto Spirig sofort das Lied an, das er immer speziell für sie spielt, ihr Lieblingsstück: «Schuld war nur der Bossanova.» Flink gleiten seine Finger über die Handorgeltasten, und im Nu überzieht ein derart glückliches Lächeln das schmale faltige Gesicht der Dame, dass es richtig leuchtet. Das ist reinste Freude, und sie scheint auf alle ein bisschen überzugreifen.

#### «Wir wollen endlich singen!»

Im ersten Stock unten warten derweil schon drei Männer und drei Frauen: Es ist bereits drei Minuten nach vier, sie wollen endlich singen. Hier sind mehrere Tische im ganzen Raum verteilt, an jedem Tisch sitzt eine Person, nur an einem Tisch warten ein Mann und eine Frau nebeneinander. Dadurch wirkt der Raum anfangs ein bisschen unbelebt. «Wir legen gleich los, Seite 30», sagt Otto Spirig darum gleich nach einer kurzen fröhlichen Begrüssung. Er ist selber auch nicht mehr der Jüngste, genau genommen wäre er sogar schon seit vier Jahren pensioniert. Aber Musiker, Musiktherapeut und Musikanimator bleibt er weiterhin, und er ist gefragt denn je: «Ich könnte täglich in mindestens einem Altersheim singen, aber langsam nehme ich es jetzt etwas ruhiger.» Doch immer noch reist er genug umher. Unter anderem ist er auch im Demenzzentrum Sonnweid in Wetzikon anzutreffen. Dort erlebt er immer wieder, wie intensiv und unterschiedlich demenzkranke Personen auf Töne reagieren. «Erinnerungsarbeit mit Musik» nennt er, was er mit ihnen macht, und dazu braucht er keine Worte. Dafür ein vielseitiges musikalisches Vokabular und Repertoire.

#### Der Raum füllt sich mit Tönen und mit Erinnerungen

Im ersten Stock des Rütthubelbades sitzt links neben Otto Spirig im Rollstuhl eine Frau mit kurzen grauen Haaren. Ihre Hände sind ineinander verkrampft. Sie singt keinen Ton mit, son-

dern schaut ein wenig verloren in die Ferne, als fände sie dort die Antwort darauf, was sie hier tut. Aber als Otto ihr laut und mit ausdrucksstarker Mimik vorsingt, reagiert sie interessiert und lächelt sogar ganz fein. «Rösli, Rösli rot», singt Otto, und beim dritten Refrain ist es so weit: Verhalten, aber deutlich beginnt die Dame mitzusingen, sogar mitsamt den richtigen Worten. Irgendwo muss sie diese gerade jetzt wieder gefunden haben. Sofort wirkt sie viel entspannter. Derweil lassen sich immer mehr Bewohnerinnen und Bewohner herbei. Fünf Männer und sechs Frauen sitzen jetzt an den Tischen, sogar zwei Pflegefachfrauen haben sich einen Hocker

**Die Musik erfüllt den Raum mit Leben und mit Bildern aus längst vergangenen Zeiten.**

geholt und sich dazugesetzt. «Schön ist das, und die Leute freuen sich immer darauf», sagt die eine.

Volkslieder, Lumpenlieder und ab und zu eine kleine Einführung zu einem Lied: Die meisten sind jetzt so richtig dabei. Und auf einmal taucht von irgendwo her das Wort «Landi Zürich» auf, und «Anno 1939», und unversehens schwelgen alle in Erinnerungen. Eifriges Nicken, als vom «Schiffli bach» die Rede ist. Ein Mann ruft laut «Kitsch, alles Kitsch», die quirliche Dame mit den buschigen Augenbrauen

und dem hübschen Spitzenpullover hält spontan dagegen «nein, schön!».

**Neues Liedbuch mit drei CDs:** Otto Spirig hat gemeinsam mit Hansueli Minder ein Liedbuch mit drei CDs herausgegeben. Es heisst «Begleiten in Freud und Leid durch den Tag, die Woche, das Jahr». Das Paket beinhaltet insgesamt 70 Lieder und Texte sowie Begleitmusik und hilft bei Ritualen und Feiern. Das Set ist erhältlich beim Lea Verlag, [info@leaschule.ch](mailto:info@leaschule.ch); [www.kaufladen.leaschule.ch](http://www.kaufladen.leaschule.ch) > Bücher. Gesamtpreis 163 Franken. Informationen über Otto Spirig: [www.ottomusik.ch](http://www.ottomusik.ch).

**«Schön gsi.» Das finden alle an diesem Nachmittag**

Am Ende des Singnachmittags hat sich der anfangs so leer wirkende Raum gefüllt: mit Menschen, mit Tönen, mit Lächeln und mit Erinnerungen. Beim Heimatlied «Lueget vo Berg und Tal» wird das eine oder andere Taschentuch gezückt, und die demente Dame im Rollstuhl nickt vor sich hin. «Schön gsi», stellt sie zufrieden fest und beobachtet, wie Otto Spirig den Bücherstapel und seine Handorgel wieder auf den Rollwagen lädt. Dann schaut sie ihn an und sagt: «Dass Sie so fröhlich sind, das ist schön.» ●

Anzeige

# Schulthess-Wet-Clean – Die erste Wahl für alle Textilien



Schulthess Wet-Clean reinigt äusserst schonend mit Wasser und umweltfreundlichen Flüssigwaschmitteln:

- Uniformen
- Bettwaren
- Bekleidung
- Schutzbekleidung
- Sitzkissen
- Mikrofaserlappen

Ökologisch und intelligent, mit USB-Schnittstelle



Kontaktieren Sie uns, wir beraten Sie gerne!

Schulthess Maschinen AG  
 CH-8633 Wolfhausen, [info@schulthess.ch](mailto:info@schulthess.ch)  
 Tel. 0844 880 880, [www.schulthess.ch](http://www.schulthess.ch)



**SCHULTHESS**  
 Wäschepflege mit Kompetenz

Zur Lebensqualität im Heim trägt auch das spirituelle Klima bei

## Was Spiritualität mit Erdbeeren im Februar zu tun hat

Spiritualität ist mehr als die ausschliessliche Beziehung des Menschen zum Göttlichen. Wo Menschen zusammenleben, entsteht ein spirituelles Klima. Wie man es fürs Heim praxis-tauglich fruchtbar macht, zeigt die Handreichung SpiL© von Curaviva und dem Institut Neumünster.

Von Anemone Eglin\*

Die Frage mag aufs Erste gar nichts mit Spiritualität zu tun haben: Darf und soll der Küchenchef eines Heims schon im Februar einen Erdbeerdessert auf die Menükarte nehmen? Er hat gesehen, dass die Beeren bei den Grossverteilern zu einem budgetverträglichen Preis erhältlich sind.

Warum soll die Entscheidung des Küchenchefs etwas mit Spiritualität zu tun haben? Spiritualität ist doch vor allem eine private und auch sehr intime Angelegenheit. Es geht um die Beziehung des Menschen zu dem, was er für Gott, für das Göttliche, hält, und wie er damit in Verbindung treten will. Das mag

in einem Heim allenfalls für die Pflege von Belang sein, um die Bewohnerinnen und Bewohner ganzheitlich betreuen und pflegen zu können. Aber für den Küchenchef? Mit seiner ganz eigenen, individuellen Spiritualität hat der Entscheid für oder wider Erdbeeren im Februar tatsächlich nicht unmittelbar zu tun. Aber der Entscheid des Küchenchefs wird etwas über das spirituelle Klima im Heim aussagen.

Warum das? Die Ansicht, dass Spiritualität zum Menschsein gehört, hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr durchgesetzt. Sie beeinflusst alle unsere Lebensbereiche: auch die Körperpflege, auch das Essen und das Einkaufen. Und wo Menschen zusammenleben, bildet sich ein spirituelles Klima. Es hat Einfluss auf den Umgang der Menschen miteinander, auch Einfluss auf die alltäglichen Tätigkeiten. Wenn also Spiritualität zur Kultur einer Institution gehört, tangiert sie auch die Küche und die Entscheide des Küchenchefs.

### Die Spiritualität des Heimleiters allein genügt nicht

Die Literatur zu Spiritualität und Führung ist in den letzten zwei Jahrzehnten ins Unübersichtliche angewachsen. Dennoch fehlt es an Modellen, wie Spiritualität theoretisch fundiert, systematisch und praxisbezogen in die Betriebskultur von Institutionen der Langzeitpflege mit einbezogen werden kann. Dafür sind vor allem zwei Gründe verantwortlich:

- Die Publikationen zielen fast durchwegs auf die persönliche Spiritualität der Führungskräfte. Die Autorinnen und Autoren nehmen an, sie wirke sich von selbst auf die Organisation aus. «Führen aus der Mitte» heisst die Losung. Das ist einerseits berechtigt, weil die Vorbildfunktion einer Führungskraft für die Mitarbeitenden ein nicht zu unterschätzender Faktor ist. Andererseits genügt diese Vorbildfunktion nicht, um die Heimkultur bis in alltägliche Tätigkeiten hinein zu prägen und zu entwickeln. Zugespitzt formuliert: Wenn der Küchenchef seinen Vorgesetzten ge-



\* **Anemone Eglin**, 61, studierte Theologie und absolvierte eine Ausbildung in Integrativer Therapie. Zudem erwarb sie einen MAS in Business Administration. Ihr Fachgebiet ist seit 25 Jahren die Spiritualität. Eglin ist Kontemplationslehrerin und leitet Kontemplationskurse. Seit sechs Jahren führt sie das Institut Neumünster in Zürich. Es vermittelt wissenschaftliche Erkenntnisse der Gerontologie in die Praxis.



Vergänglichkeit und Ewigkeit: Darum geht es immer wieder, wenn die Menschen spirituelle Erfahrungen machen.

Foto: Maria Schmid

lassener erlebt, seit dieser regelmässig meditiert, ist das vielleicht angenehm, aber es hilft ihm nicht weiter bei der Frage, ob er die Erdbeeren im Februar kaufen soll oder nicht.

- Es ist problematisch, wenn Autoren ganz selbstverständlich ein bestimmtes, ihnen vertrautes Verständnis von Spiritualität als das allgemeingültige voraussetzen. Meist leiten sie daraus Grundsätze ab, ohne den geistigen Hintergrund offenzulegen. Den Leserinnen und Lesern fehlen wichtige Informationen, aufgrund derer sie die Vorentscheidungen der Autoren beurteilen können. Würden die Autorinnen und Autoren transparent machen, aus welcher religiösen Tradition oder welchem geistigen Hintergrund sie schöpfen, würden sie dem Leser die Möglichkeit geben, sich ihrer Auffassung anzuschliessen oder diese abzulehnen. Legten sie dies offen, schränkten sie die Reichweite einer Publikation ein. Das wissen die Autorinnen und Autoren. Weltanschaulich und konfessionell neutral ausgerichtete Heime beispielsweise werden sich religiös basierten Konzepten nicht anschliessen können.

### Feste und Rituale gehören zur Spiritualität

Auch wenn es an spezifischer und für Institutionen wertvoller Literatur zum Thema Spiritualität (noch) fehlt, wird in vielen Heimen bereits einiges getan, das zur spirituellen Aura beiträgt: In der Osterzeit werden Eier gefärbt und Hasen gebacken, das Haus wird frühlingshaft dekoriert, Geburtstage und Feste im Jahreslauf werden gefeiert. Was das jeweilige Heim anbietet, hängt vor allem von der Fantasie und der Initiative der Betreuenden ab. Ein Konzept, in das diese Aktivitäten eingeordnet werden könnten, ist meist nicht vorhanden.

Feste und Rituale im Jahreslauf helfen jedoch dem Küchenchef nicht, der immer noch vor der Frage steht, ob er Erdbeeren auch im Februar auf den Speiseplan setzen soll.

---

**Spiritualität beeinflusst alle Lebensbereiche: Auch Körperpflege und Essen.**

---

Curaviva Schweiz und das Institut Neumünster haben sich darum entschlossen, ein Modell für Führungskräfte zu entwickeln, das ermöglicht, die spirituelle Dimension fundiert und systematisch in alle Bereiche mit einzubeziehen. Es soll Führungskräfte darin unterstützen, zusammen mit ihren Mitarbeitenden ein Verständnis zu erarbeiten, das für die eigene Institution passend und umsetzbar ist. An das Modell wurden folgende Anforderungen formuliert:

- Es wird zuhause von Führungskräften entwickelt.
- Es zeigt auf, wie Spiritualität in einem planmässigen Prozess in die Kultur einer Institution integriert werden kann.
- Es wird von Anfang an mit Führungskräften zusammen entwickelt, um die Praxistauglichkeit zu gewährleisten.
- Ein Verständnis von Spiritualität wird konfessionsunabhängig formuliert, damit es für religiöse und konfessionell neutrale Institutionen anwendbar wird.
- Es macht den spirituellen Hintergrund transparent.
- Führungskräfte bekommen Basisinformationen zu Spiritualität, die sie befähigen, das eigene Verständnis davon für die Institution zu definieren.

Ich selbst durfte die Projektgruppe leiten, die im Januar 2012 die Arbeit aufnahm. Eineinhalb Jahre später, im Juni 2013, haben wir das Modell SpiL© vorgelegt.

Worum geht es in diesem Modell, das interessierte Führungspersonen bei Curaviva Schweiz beziehen können?

**Erster Schritt:** Zuerst geht es bei SpiL© darum, dass das Kader eines Heims ein gemeinsames Verständnis von Spiritualität erarbeitet, in dem sich alle mit ihren unterschiedlichen Lebenserfahrungen wiederfinden. Dieser erste Schritt ist entscheidend und für die Mitglieder des Kadern sehr spannend. Mancherorts ist es das erste Mal, dass Kadernmitglieder offen miteinander über die eigene Spiritualität sprechen. Vom kleinen Heim bis zur Geschäftsleitung der Alterszentren der Stadt Zürich empfanden alle Kader die Auseinandersetzung

>>

mit dem Thema Spiritualität als bereichernd. Als «Container-Begriff» ist Spiritualität offen für ganz verschiedene, allerdings auch nicht völlig beliebige Interpretationen. Um die Diskussion im Kader zu unterstützen, enthält SpiL© einige grundsätzliche Überlegungen zu Spiritualität, ohne allerdings die Führungspersonen inhaltlich einzuschränken. Es geht darum, dass Verantwortliche selber formulieren, was sie unter Spiritualität in ihrer Institution verstehen. Das kann beispielsweise heissen:

■ «Wir verstehen uns als Teil eines grossen Ganzen, das wir mit unserem Sein, Tun und Lassen mitgestalten.»

Mit diesem Satz drückt ein Heim aus, welche Kultur es anstrebt. Als Entscheidungshilfe für den Küchenchef genügt er jedoch nicht. Was bedeutet es für ihn, seinen Bereich als Teil eines grossen Ganzen zu verstehen? Es braucht weitere Konkretisierungsschritte, das heisst Leitlinien, die ihm und allen anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern als Massstab für ihre Tätigkeit dienen. Eine Leitlinie könnte lauten:

■ «Wir behalten bei allem, was wir tun, das Wohl des Ganzen im Blick.»

**Zweiter Schritt:** In der zweiten Phase geht es darum, dass die Verantwortlichen der einzelnen Bereiche überlegen, was es für ihre Tätigkeit bedeutet, das Wohl des Ganzen im Blick zu behalten. Für den Küchenchef sind es zunächst einmal die Bewohner und die Mitarbeitenden, denen er eine möglichst hohe Qualität beim Essen bieten möchte. Mit dem Ganzen ist jedoch mehr gemeint als das. Die Nahrungsmittel, die er einkauft, werden irgendwo auf der Welt produziert und legen zum Teil einen weiten Weg zurück, bis sie in seiner Küche ankommen. Will er für frische Erdbeeren im Winter lange Transportwege, welche die Umwelt belasten, in Kauf nehmen? Will er Fische aus überfischten Meeresgründen einkaufen oder nur Fische, die mit Nachhaltigkeitslabels zertifiziert sind? Will er eine saisonal und regional angepasste Küche führen, oder sind allein Preis und Wünsche der Bewohnerinnen und Bewohner ausschlaggebend? Will er das Wohl des Ganzen im Blick behalten, heisst das für ihn, neben Preis und Bewohnerwünschen auch auf Nachhaltigkeit zu achten, und er kann für seine Tätigkeit folgende Grundsätze formulieren:

- Wir achten auf einen schonenden Umgang mit Ressourcen.
- Wir verwenden Nahrungsmittel, die ökologisch nachhaltig und sozial fair produziert werden.

---

**Weltanschaulich  
neutrale Heime  
werden sich religiös  
basierten Konzepten  
nicht anschliessen.**

---

- Wir informieren Bewohner, Angehörige und Mitarbeitende über Herkunft und Produktion der Nahrungsmittel.

**Dritter Schritt:** Es erfolgt die operative Umsetzung der Grundsätze in den einzelnen Bereichen. Der Küchenchef wird bewusst Nahrungsmittel einkaufen, die der Saison entsprechen, möglichst aus der Schweiz oder aus Europa kommen und keine weiten Transportwege verursachen. Er informiert sich über die Arbeitsbedingungen, unter denen die Nahrungsmittel produziert werden und bevorzugt Produkte, die nachweislich sozial fair hergestellt werden. Was die Frage der Erdbeeren betrifft, fällt es dem Küchenchef nun leicht, sich zu entscheiden. Er wartet mit dem Anbieten von Erdbeertörtchen bis die Erdbeeren in Europa reif sind.

#### Spiritualität für jeden Bereich des Heims

Um den Mitarbeitenden und Bewohnerinnen die Grundhaltung zu vermitteln, die hinter den Überlegungen steht, informiert er regelmässig, woher die Produkte kommen. Damit leistet er einen wesentlichen Beitrag zur Bildung einer Heimkultur, die auf einer spirituellen Haltung beruht.

Soll Spiritualität in die gesamte Kultur eines Heims integriert werden und damit die Lebensqualität von Bewohnerinnen, Bewohnern und Mitarbeitenden massgeblich mitprägen, darf sie nicht auf die Beziehungen der Pflegenden zu den Bewohnern beschränkt bleiben, so wichtig diese auch sind. Damit würde allerdings das Potenzial der Spiritualität für die Betriebskultur nur zum Teil wahrgenommen. Die Leitlinien, die das Verständnis von Spiritualität für jeden

Bereich konkretisieren, wirken sich auf alle Tätigkeiten aus, wie das Beispiel des Küchenchefs zeigt. Alle zusammen leisten ihren Teil zur Kultur eines Heims und somit zu dessen Ausstrahlung. SpiL© will Führungskräfte anregen und darin unterstützen, Spiritualität als wesentlichen Faktor der Betriebskultur zu verstehen und in alle Bereiche ihrer Institution zu integrieren. ●

---

**Onlinedossier SpiL©:** Spiritualität in Institutionen der Langzeitpflege. [www.curaviva.ch](http://www.curaviva.ch) > Fachinformationen > Themendossiers > Spiritualität

---

Anzeige

Modulare Weiterbildung für  
Fach- und Führungspersonen in Heimen  
individuell – flexibel – zielorientiert

[www.careum-weiterbildung.ch](http://www.careum-weiterbildung.ch)

**careum** Weiterbildung

**Neue Veranstaltungsreihen:**  
Management-Apéros ab 08.10.14  
Ohrensesselgespräche ab 21.10.14

## Eine «handgreifliche» Alltagswirklichkeit

Zum hohen Alter gehören oft kritische Ereignisse und Lebenskrisen. Das hohe Alter, das die meisten von uns erreichen, bringt es mit sich, dass die letzten Lebensjahre manchmal von verschiedenen chronischen und unheilbaren Krankheiten geprägt sind. Zudem machen Menschen in dieser Lebensphase viele Verluste. Sie müssen zum Teil Abschied nehmen von ihrem gewohnten Zuhause, von lieben Angehörigen und Freunden, von ihren körperlichen Kräften, von ihrer guten Gesundheit. So sieht die Lebenssituation vieler Bewohnerinnen und Bewohner unserer Alters- und Pflegeinstitutionen aus.

In dieser Lebensphase höchster Fragilität sind sie auf tragende Grundwerte, auf Bewältigungsstrategien, auf die Ressourcen ihrer Spiritualität angewiesen, die sie sich im Laufe des Lebens erworben haben. Was kann ihnen in diesen Situationen Kraft, Zuversicht und Hoffnung schenken? Was brauchen sie, damit sie die Erfahrung von Aufgehobensein und Getragensein machen? Auf welche Weise gewinnen sie nach Erfahrungen von Sinnlosigkeit wieder Boden unter den Füßen? Das sind die drei grossen existenziellen Grundfragen, die zum Menschsein gehören. Auf diese Fragen suchen und sammeln wir im Laufe unseres Lebens Antworten. Diese Antworten machen unsere unverwechselbare, individuelle Spiritualität aus.

### Alle haben ihren eigenen spirituellen Rucksack

Entwicklungspsychologen wie etwa James Fowler zeigen auf, dass sich auch die Spiritualität gemäss entwicklungspsychologischen Faktoren und Voraussetzungen verändert. Spiritualität und Glauben entstehen und wachsen. Jeder Mensch hat eine andere Lebensgeschichte und ist deshalb religiös und spirituell anders geprägt. Die Generation, die heute in Alters- und Pflegeeinrichtungen lebt, hat oft eine konfessionell geprägte religiöse Sozialisation in ihrem spirituellen Rucksack. Dazu gehören religiöse Lieder, zum Beispiel das Abendlied «I ghöre-n-es Glöggli», das Mutter oder Vater am Kinderbett gesungen haben, aber auch Volkslieder wie das bekannte Lied «Hab oft im Kreise der Lieben». Wichtig sind bei ihnen zudem erlebte religiöse Rituale wie Taufe, Erstkommunion, Firmung, Konfirmation, Fronleichnamsprozessionen, Maiandachten, aber auch familiäre ritualisierte Feste, die sich im Jahreskreis wiederholen, wie Heiliger Abend, Ostereier suchen und tütschen, Samichlausbesuch. Schliesslich gehören zu diesen individuellen religiösen Biografien bestimmte Gebete und Gottesvorstellungen, die für die gelebte Beziehung zu einer transzendenten Instanz von Bedeutung sind.



**«Für Menschen mit Demenz werden spirituelle Erfahrungen aus der Kindheit wieder bedeutsam.»**

\* Christoph Schmid ist Ressortleiter Gerontologie bei Curaviva Schweiz.

Wie immer diese individuellen, spirituellen Erfahrungen auch aussehen – sie machen die Ressource aus, mit der wir vor allem schwierige Lebenssituationen bewältigen. Zur Gesetzmässigkeit der psychologischen Entwicklung gehört, dass wir in Krisen und Nöten auf lebensgeschichtlich frühere tragende Erfahrungen, auf tiefere, elementarere, gespeicherte Schichten unserer Spiritualität zurückgreifen.

Sehr eindrücklich ist dieses Phänomen bei Menschen mit einer Demenz zu beobachten. Gemäss dem «Rückentwicklungsmodell» nach Reisberg werden im Verlauf der Krankheit aufgebaute Entwicklungsschichten und –stufen sukzessive wieder abgebaut. Umso bedeutsamer werden für Menschen mit einer Demenz religiöse und spirituelle Werte und Erfahrungen, die sie in der Kindheitsphase erworben haben. Darum sind (religiöse) Rituale wie feste Gebete, eventuell Weihwasser, (Kinder-)Lieder in der Betreuung von Menschen mit einer Demenz so wichtig.

Aber: Da die Spiritualität bei jedem Menschen individuell ausgeprägt ist, brauchen Pflege- und Betreuungspersonen ein geeignetes Verfahren und Instrument, um die spirituellen Quellen ausfindig zu machen. Das Institut Neumünster in Zollikon hat ein Assessment-Instrument entwickelt, das ganz auf dem Prinzip der Wahrnehmung beruht und deshalb bei älteren Menschen, ganz besonders bei Menschen mit einer Demenz, geeignet ist. Mit ihm können für jede Bewohnerin und jeden Bewohner die individuell ausgeprägte Spiritualität erfasst, dokumentiert und im Rahmen der Pflegeplanung davon spezifische Unterstützungsinterventionen abgeleitet werden. Auf diese Weise bleibt Spiritualität nicht länger eine diffuse Angelegenheit, sondern eine «handgreifliche» lebendige und spannende Alltagsrealität. ●

**«In Krisen und Nöten greifen wir auf tiefere Schichten unserer Spiritualität zurück.»**

Wie immer diese individuellen, spirituellen Erfahrungen auch aussehen – sie machen die Ressource aus, mit der wir vor allem schwierige Lebenssituationen bewältigen. Zur Gesetzmässigkeit der psychologischen Entwicklung gehört, dass wir in Krisen und Nöten auf lebensgeschichtlich frühere tragende Erfahrungen, auf tiefere, elementarere, gespeicherte Schichten unserer Spiritualität zurückgreifen.

## Perfekte Hygiene – neue professionelle Spülmaschinen mit Frischwassersystem

**Miele**  
PROFESSIONAL

**Die neuen Profi-Geschirrspüler mit einzigartiger Frischwassertechnologie ermöglichen hygienisch gespültes Geschirr – perfekt für den Einsatz in Senioreneinrichtungen, Pflegeheimen oder Kindertagesstätten. Für herausragende Leistungen haben die beiden Modelle «Hygiene» und «HygienePlus» bereits ein Zertifikat des «Cleaning Technology Institute e. V» in Krefeld (wfk) erhalten. Das bedienerfreundliche Design ist kürzlich mit dem renomierten IF design award ausgezeichnet worden.**

Die neuen Spüler mit den Namen «Speed», «Brilliant» und «Hygiene» sind für die jeweils unterschiedlichen Anforderungen in Senioren- und Pflegeheimen, Gastronomie oder Kindertagesstätten entwickelt worden.

Das bewährte Frischwasser-System für Gewerbegeschirrspüler, das es nur bei Miele Professional gibt, gewährleistet besonders hygienische Spülergebnisse: In jeder Reinigungs- und Spülphase kommt komplett frisches Wasser zum Einsatz. Nachgespült wird fünf Minuten bei 85°C. Zusätzlich ist das Modell «HygienePlus» mit dem Thermo-Desinfektions-Programm ausgestattet, das eine thermische Desinfektion bietet, wie man sie sonst nur aus dem Medizinbereich kennt.

Zur dauerhaften Hygienesicherheit trägt auch das Gerätedesign bei. Das elegante Schaltpult aus einer durchgehenden Edelstahl-Oberfläche, auf der es keine hervorstehenden Knöpfe oder Drehwahlschalter mehr gibt, lässt sich sehr leicht reinigen. Die drei am häufigsten benutzten Programme lassen sich als Favoriten speichern und per Kurzwahltaste besonders schnell anwählen. Das Schaltpult mit dem zentralen Display dient gleichzeitig zum Öffnen und Schliessen der Tür.



### Für hohen Bedienkomfort sorgen gleich mehrere Innovationen:

Die Spüler sind mit einem neuen, patentierten Salzgefäß ausgestattet, das sich in der Tür und nicht mehr unten im Spülraum befindet. Deshalb ist das Nachfüllen von Salz nun bequem möglich, selbst bei voll beladener Maschine und ohne umständliches Herausziehen des Unterkorbes.

Der neue Dampfkondensator ermöglicht ein optimales Raumklima: Er reduziert die Menge der feuchten und heißen Luft deutlich. So kann nur noch wenig Wasserdampf nach der ebenfalls automatischen Türöffnung austreten, die die neue AutoOpen-Funktion ermöglicht. Dadurch trocknet sogar Kunststoff-Geschirr effektiv ab. Das gesamte Spülgut kühlt schnell aus und kann zügig entladen werden.

«Bestnoten» bekommen diese Miele-Spülprofis übrigens nicht nur für Hygienesicherheit und Bedienkomfort, sondern beim Modell «SpeedPlus» auch für Schnelligkeit und Wirtschaftlichkeit. Das «Super Kurz»-Programm ist schon nach fünf Minuten beendet und benötigt dabei nur 0,25 kWh – 17 Prozent weniger als bei der Vorgängergeneration. Die Programme «Kurz» und «Universal» verbrauchen nur noch halb so viel Strom wie bisher. Dabei lassen die kurzen Laufzeiten, die einen Anschluss an Drehstrom und 65°C Warmwasser voraussetzen, keine Wünsche offen: Bis zu 40 Spülgänge täglich können die neuen Frischwasserspüler äusserst wirtschaftlich bewältigen.

Die Miele Professional Frischwasser Geschirrspüler sind mit einer Vielzahl an Körben und Einsätzen erhältlich – perfekt abgestimmt auf individuelle Anforderungen beim Spülgut.



### Kontakt

Miele AG  
Professional  
Cornelia Voigt  
cornelia.voigt@miele.ch  
Tel. 056 417 27 51

## Erste Messungen der Lebensqualität von Menschen in sozialen Institutionen:

# Zufriedenstellend – mit Verbesserungspotenzial

Was 2006 als Forschungsprojekt begann, ist heute praxistauglich: Instrumente messen die Lebensqualität von Menschen in Heimen und sozialen Institutionen. Erste Erhebungen zeigen, wo Verbesserungen nötig sind. Am schlechtesten schneidet der Faktor «Soziale Kompetenz» ab.

Von Michael Früh\*

Die Qualitätssicherung gehört in Institutionen des Sozial-, Behinderten- und Gesundheitswesens zu einem wesentlichen Bestandteil der täglichen Arbeit. Allerdings stehen dabei häufig Aspekte der Prozess- und Strukturqualität im Vordergrund. Solche Qualitätsdimensionen sind gut messbar und lassen sich einfach zertifizieren. Über die Lebensqualität der betreuten



\* **Michael Früh** ist einer der Gründer der Firma **Sensiqol\*\***, die sich auf das Behinderten-, Alten-, Sozial- und Gesundheitswesen spezialisiert hat. Sensiqol bietet webbasierte Produkte an, welche die Mitarbeitenden von Behindertenheimen, Pflegezentren, Werkstätten und

anderen sozialen Einrichtungen bei der alltäglichen Arbeit unterstützen und deren Leistungen transparent ausweisen. Gegründet wurde das Unternehmen im Sommer 2011 als Spinn-off der Universität Zürich und der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Zu den Gründern und Hauptinhabern gehören neben Michael Früh auch David Oberholzer und René Stalder.

Menschen in den Einrichtungen hingegen besteht in den meisten Fällen nur wenig Transparenz.

Das liegt nicht etwa daran, dass den Institutionen die Lebensqualität der Klientinnen und Klienten weniger wichtig ist als etwa eine einwandfreie Hotellerie. Die Ursache liegt woanders: Den meisten Institutionen ist nicht bekannt, wie sie die Lebensqualität erheben und – noch wichtiger – welchen Nutzen sie daraus ziehen können.

Lebensqualität zu messen – mit diesem Ziel starteten Wissenschaftler der Universität Zürich 2006 in ein ambitioniertes Forschungsprojekt. Das Bundesamt für Berufsbildung und Technologie, Curaviva Schweiz, die Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaft und mehrere Institutionen aus der Praxis unterstützten sie dabei. Sie wollten versuchen, Lebensqualität mess- und darstellbar zu machen. Die Entwicklung einer Lebensqualitätskonzeption mit der Kernfrage «Was ist Lebensqualität?» und der entsprechenden Erfassungsmethodik mit der Kernfrage «Wie kann Lebensqualität gemessen werden?» erlaubte es ihnen, dieses Ziel zu erreichen. Die Firma Sensiqol\*\*, die aus dem Forschungsprojekt entstand, entwickelte die Forschungserkenntnisse zu praxisnahen und benutzerfreundlichen Produkten weiter. Diese Produkte stehen interessierten Institutionen seit Anfang 2012 zur Verfügung.

### Fragebogen decken alle Lebensqualitätsbereiche ab

Die Produkte ermöglichen den Institutionen, die Lebensqualität ihrer Klienten mit unterschiedlichsten geistigen, psychischen, sozialen und körperlichen Fähigkeiten zuverlässig zu erfassen. Das Kernstück der Produkte bilden vier Fragebogen, die sämtliche Aspekte der Lebensqualitätskonzeption von Curaviva Schweiz abdecken. Für die Wahl des Fragebogens entscheidend sind die individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten der Klientinnen und Klienten. Es ist möglich, dass sie den Fragebogen selbst ausfüllen (Version Selbst), ein Interview-

>>

wer die Klienten dabei unterstützt (Version Interview) oder eine Beobachterin eine Fremdeinschätzung vornimmt (Version Stellvertreter). Zusätzlich gibt es die Möglichkeit, eine weitere Lebensqualitätseinschätzung von Angehörigen und weiteren Betreuungspersonen einzuholen (Version Plus). Die vier verschiedenen Fragebogen unterscheiden sich zwar in der Art und Weise der Anwendung und der Formulierung der Fragen. Bei allen Fragebogen werden aber dieselben 49 Stichworte erfasst, die Lebensqualität definieren. Diese Stichworte sind 17 Kategorien zugeordnet, die wiederum zu vier Bereichen gehören (siehe Beitrag Seite 8). Am Ende der Lebensqualitäts-Umfrage resultiert für jedes der 49 Stichworte ein Wert zwischen 0 (sehr tiefe Lebensqualität) und 6 (sehr hohe Lebensqualität).

In der Organisation und Durchführung der Lebensqualitäts-Umfragen haben die Institutionen freie Hand. Bei Bedarf bietet die Sensiqol Beratung und Unterstützung an. Die Fragebogen können elektronisch (am Computer oder Tablet) oder auf Papier ausgefüllt und analysiert werden.

#### Vielfältige Anwendungen möglich

So weit so gut – doch wie können diese «harten» Zahlen nun für die tägliche Arbeit mit den Klientinnen und Klienten genutzt werden? Die Institutionen selbst haben dazu die Möglichkeit, vielfältige Auswertungen vorzunehmen. Sie können die Ergebnisse der Umfragen für Einzelpersonen, für Wohngrup-

pen oder ganze Abteilungen analysieren. Folgende Analysen sind möglich:

- Ist-Lebensqualität: Darstellung der Lebensqualität eines oder mehrerer Klienten
- Lebensqualitätsvergleich: Vergleich der Lebensqualität von zwei Klienten, Gruppen, Abteilungen oder Einrichtungen
- Lebensqualitätsentwicklung: Vergleich der Lebensqualität eines oder mehrerer Klienten während zweier Zeitpunkte.

Durch die Analyse- und Vergleichsmöglichkeiten können die Institutionen Bereiche mit einer tiefen Lebensqualität systematisch identifizieren. Zudem sind Veränderungen in der Lebensqualität beobachtbar und transparent. Auf der Basis dieser Informationen haben die Institutionen die Möglichkeit, gezielte und individuelle Massnahmen für ihre Klienten zu planen, umzusetzen und zu evaluieren.

**Schlechte Lebensqualität bedeutet:  
Jemand kann etwas nicht, was er gerne möchte.**

#### Unterschiede in den vier Lebensqualitätsbereichen

Die Ergebnisse bisheriger Lebensqualitäts-Umfragen mit Sensiqol erlauben einen ersten Blick auf die Zufriedenheit von Bewohnerinnen und Bewohnern in Behinderten- und Pflegeinstitutionen. Zwischen Januar 2012 und März 2013 wurden in 7 Institutionen des Sozial- und Behindertenwesens die Ist-Lebensqualitätswerte von 553 Menschen mit einer Beeinträchtigung analysiert. Die Lebensqualität von besonders stark beeinträchtigten Menschen wurde mit zwei Fragebogen (Stellvertreter und Plus) erfasst. Die Auswertung der 692 Fra-

Kategorie	I1	I2	I3	I4	I5	I6	I7
Soziale Kompetenz	3.20	2.91	2.80	2.87	2.95	3.04	2.95
Alltagsbewältigung	3.64	3.15	2.93	2.74	3.06	3.06	3.05
Geistige Fähigkeiten	3.20	2.88	3.37	2.93	3.14	3.18	3.02
Interaktion	3.23	3.03	3.45	2.79	3.21	3.25	3.08
Verstandesfähigkeit	3.10	3.04	4.07	2.92	3.31	3.27	3.19
Arbeit und Beschäftigung	3.56	3.04	3.43	2.85	3.26	3.75	3.39
Vorstellungsfähigkeit und Kreativität	3.54	3.08	3.59	3.02	3.42	3.36	3.08
Mobilität	3.34	2.85	3.62	2.68	3.38	3.79	3.13
Persönliches Eigentum	3.55	3.04	3.70	3.02	3.43	3.55	3.33
Psychische Funktionen und Strukturen	3.52	2.90	3.08	3.17	3.41	3.63	3.53
Schutz	3.66	2.72	3.49	2.97	3.49	3.90	3.38
Physische Funktionen und Strukturen	3.98	2.92	3.93	2.63	3.49	3.86	3.40
Psychisches Erleben	3.76	3.13	3.63	3.06	3.54	3.67	3.45
Verhalten	3.75	2.77	3.81	3.08	3.58	3.79	3.41
Ernährung	3.94	2.77	4.23	3.49	3.63	3.81	3.33
Körperpflege	3.81	3.15	4.20	2.95	3.85	4.24	3.56
Unterkunft	3.67	3.08	4.46	2.87	3.82	4.65	3.64

Messungen in sieben Institutionen ergaben Lebensqualitätsunterschiede auf der Ebene der Kategorien. Die roten Felder kennzeichnen den tiefsten, die grünen den höchsten in der jeweiligen Institution gemessenen Wert (auf einer Skala von 0 bis 6).

gebogen ergab eine durchschnittliche Lebensqualität von 3,37. Dieser Wert liegt auf der Skala von 0 bis 6 leicht über dem Mittelwert von 3. Die tiefste Lebensqualität eines Bewohners betrug 2,62, die höchste 4,16. Wenn man das Ergebnis der Lebensqualität von 3,37 eine Ebene tiefer betrachtet, werden Unterschiede in den vier Lebensqualitätsbereichen sichtbar. Der Bereich Entwicklung und Partizipation fällt mit einem Wert von 3,18 deutlich hinter die Bereiche Anerkennung und Schutz (3,57), Funktionalität und Gesundheit (3,53) sowie Menschenwürde und Akzeptanz (3,41) zurück. Es scheint, dass im Bereich Entwicklung und Partizipation bei den Klientinnen und Klienten am meisten Bedarf für eine Steigerung der Lebensqualität besteht.

#### «Weiche» Faktoren bisher wenig beachtet

Die Betrachtung der Werte zeigt deutlich, wo die aktuellen Herausforderungen der analysierten Institutionen in der Betreuung und Pflege liegen. So wurde die höchste Lebensqualität in den Kategorien Unterkunft, Körperpflege und Ernährung erreicht. Die Kategorien Soziale Kompetenz, Alltagsbewältigung und Geistige Fähigkeiten dagegen weisen die tiefsten Werte auf. Diese «weichen» Faktoren scheinen erst wenig Beachtung gefunden zu haben, was auf folgende Gründe zurückzuführen sein könnte:

- Die weichen Faktoren sind im Alltag nicht so deutlich spürbar und die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner konnten bisher nur schwer erhoben werden.
- Der Zeitaufwand für eine Verbesserung bei den weichen Faktoren ist hoch, und aufgrund der knappen Ressourcen werden die Prioritäten im Alltag anders gesetzt.
- Die kantonalen Qualitätsvorgaben fokussieren derzeit stark auf die Versorgungsqualität.

Wie bereits erwähnt, stammen die befragten Personen aus sieben verschiedenen Institutionen. Da diese unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt haben, sind auch Unterschiede in der Lebensqualität der Klientinnen und Klienten zu erwarten. Es ist wichtig festzuhalten, dass Unterschiede in der Lebensqualität keine direkten Rückschlüsse auf die Qualität der Institutionen zulassen. Denn die Bewohnerinnen und Bewohner und deren Bedürfnisse unterscheiden sich zwischen den Institutionen stark.

Der Begriff der Lebensqualität findet sich in vielen Leitbildern von Behindertenheimen, Behindertenwerkstätten, Pflegezentren, Altersheimen und anderen sozialen Einrichtungen. Dies

ist berechtigt. Die Lebensqualität derjenigen Menschen zu sichern und zu steigern, die in Einrichtungen mit sozialem oder gesundheitsorientiertem Auftrag leben und arbeiten, gehört zu deren Kernauftrag. Mit dem konzeptionellen Verständnis

### Das konzeptionelle Verständnis von Lebensqualität bringt Institutionen einen wertvollen Rahmen.

von Lebensqualität bekommen all diese Einrichtungen einen wertvollen Rahmen. An diesem können sich alle mit einbezogenen Akteure orientieren. Dazu zählen nicht nur die betroffenen Menschen selbst, sondern auch das gesamte interne und

externe Fachpersonal sowie Angehörige und gesetzliche Vertretungen. Das Konzept verbindet verschiedenste Disziplinen und Professionen mit einer gemeinsamen Sprache, deckt neben der Gesundheit und Funktionalität auch alle anderen wichtige Lebensbereiche ab und umfasst die gesamte Lebensspanne.

#### Auseinandersetzung mit Lebensqualität bringt viele Vorteile

Die Ist-Analyse der gewonnenen Daten zeigt, dass im Sinne einer institutionsübergreifenden Gesamtschau viele spannende Erkenntnisse gewonnen und abgeleitet werden können. Neben dem inhaltlichen, qualitativen Erkenntnisgewinn gab es seitens der Institutionen im Verlauf der Datenerfassung und -analyse aber auch eine Vielzahl an Prozesserkennnissen und inhaltlichen Diskussionen. Nicht zuletzt bringt die vertiefte Auseinandersetzung mit der individuellen Lebensqualität der Klientinnen und Klienten auch auf Organi-

sationsebene Vorteile. So lässt sich die geleistete Qualitätsarbeit gegenüber Anspruchsgruppen wie Angehörigen oder Kantonen transparent ausweisen. Und in Diskussionen über die Höhe des Betreuungsaufwands können die Lebensqualitätsanalysen begründend herangezogen werden.

Mit den auf dem Lebensqualitätskonzept aufbauenden Fragebogen und den Analyse- und Auswertungsmöglichkeiten erhalten die Einrichtungen konkrete Erkenntnisse zur Lebensqualität ihrer Bewohner und Bewohnerinnen. Diese Informationen unterstützen und helfen ihnen, ihre tägliche Arbeit noch zielgerichteter, effektiver und effizienter zu gestalten. ●

Weitere Informationen: [www.sensiqol.ch](http://www.sensiqol.ch)

Anzeige

**Festbankgarnituren  
Arbeitszelte  
Faltzelte**



*für professionelle  
Anwender*



Schöni PartyWare AG  
Isenrietstrasse 9a  
8617 Mönchaltorf

Tel. 044 984 44 05  
Fax 044 984 44 60  
[www.zeltshop.ch](http://www.zeltshop.ch)

**ROHRMAX**®  24h-Service  
0848 852 856  
www.rohrmax.ch

**Sichere Vorsorge**

**Abwasser + Lüftung**  
**Kostenlose Rohrkontrolle**

Ein Service vom Fachmann  
Profitieren Sie!



Lassen Sie die Rohre prüfen und verschaffen Sie sich Gewissheit!  
Nur offene und intakte Rohre erfüllen ihren Zweck. Dauer ca. ½ Std.

Rohrreinigung · 24h-Ablaufnotdienst · Schlusspülung Neubau/  
Renovation · Kanal-TV · Inliner-Rohrsanierung · Lüftungsreinigung

**Befragungen von**

- **Bewohnern**
- **Angehörigen**
- **Mitarbeiterinnen**



- **Symmetrischer Fragebogen** für Bewohner und Angehörige
- Interviews und/oder schriftlicher Fragebogen
- **Gegenüberstellung und Kombination der Resultate** der beiden Befragungen in einem Auswertungsbericht
- **Benchmark** zu anderen Institutionen

 Institut für Meinungs- und Sozialforschung, Postfach, 8853 Lachen  
Tel. 055/462 28 14, www.npoplus.ch

## «Das Wohl Ihrer Bewohner liegt uns sehr am Herzen»

Unsere Planung und Vorbereitung, unsere Erfahrung, unser klares, effizientes System und unsere Leidenschaft machen den Umzug für Bewohner und Betreuer einfacher und komfortabler.



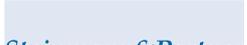
**Mit Garantie!**

[www.heimdislokationen.ch](http://www.heimdislokationen.ch)

  
**SCHNELLMANN**  
Heimdislokationen

Das Zentrum für Pflege & Betreuung Weinland ([www.zpbw.ch](http://www.zpbw.ch)) bietet 66 betreuungs- und pflegebedürftigen Menschen ein Zuhause in einer familiären Umgebung an.

  
**ZENTRUM**  
FÜR PFLEGE & BETREUUNG WEINLAND

  
**Steinmann & Partner**  
Dienstleistungen für Gemeinden

**Wir suchen infolge Altersrücktritt des bisherigen Stelleninhabers eine(n)**

### Heimleiter/-in des Zentrums für Pflege & Betreuung Weinland

per 1. Mai 2015 oder nach Vereinbarung.

**Diese verantwortungsvolle Stelle bietet ein interessantes Tätigkeitsfeld mit den Schwerpunkten:**

- Operative Gesamtverantwortung für die Betriebsführung
- Sicherstellung einer hohen Betreuungs- und Pflegequalität
- Führung der Bereichsleitungen
- Wahrung der Kontakte zu den Bewohnern und ihren Angehörigen und zur Öffentlichkeit
- Sicherstellung einer offenen und kooperativen Kommunikation mit der Heimkommission, dem Personal und der Öffentlichkeit
- Erstellung und Überwachung / Umsetzung des Budgets und der Jahresziele

**Für diese interessante und anspruchsvolle Tätigkeit erwarten wir:**

- Ausbildung als Heimleiter/-in oder gleichwertige Ausbildung im Gesundheitswesen mit Weiterbildung in Gerontologie
- Führungserfahrung als Heimleiter/-in oder eines öffentlichen Betriebes
- Sehr gute Kenntnisse im Finanzbereich und kantonalen Personalrecht
- Kommunikationsfähigkeit, Flexibilität und hohe Sozialkompetenz
- Freude und Engagement im Umgang mit betagten Menschen
- Fähigkeit, gemeinsam mit selbstverantwortlichen und engagierten Mitarbeitenden den Erfolg des Zentrums für Pflege & Betreuung Weinland sicherzustellen

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung (elektronische Bewerbungen werden nicht berücksichtigt) mit vollständigen Unterlagen bis 9. Juni 2014 an

**Steinmann & Partner GmbH**  
Dienstleistungen für Gemeinden  
Hansruedi Steinmann  
Burgstrasse 26  
8604 Volketswil

Gerne erteilt Ihnen der Präsident der Heimkommission, Robert Bötschi, weitere Auskünfte unter Tel. 044 866 25 02.

## Humor in Pflegeheimen

# Kommt der Clown, geht die Angst

Gleich wie Menschen mit Demenz stehen auch Clowns am Rand der Gesellschaft. Deshalb kann ihr Humor dem Leben in Heimen ein Stück Schwere nehmen, Wut und Angst der Bewohner und Bewohnerinnen lindern. Auch das Personal profitiert davon.

Von Claudia Weiss

Die demenzkranke alte Dame im Pflegeheim war schon den ganzen Nachmittag unruhig und erklärte immer wieder, sie wolle sterben. Als Ulrich Fey sie in ihrem Zimmer besuchte und mit ihr sprach, sagte sie ihm ziemlich aufgewühlt, sie wisse einfach nicht, wie das gehe mit dem Sterben. Seine Reaktion überrascht. Ruhig antwortete er ihr: «Ach, das ist doch überhaupt kein Problem: Das können wir üben.»

Fey, ehemals Lehrer und Journalist, arbeitet heute in Deutschland als Clown in Pflegeheimen für demenzkranke Menschen.

Und in dieser Rolle, sagt er, dürfe er so reagieren, wie es eine Pflegefachperson kaum wagen würde. Gelassen habe er das Zimmer verlassen, worauf sich die Frau auf dem Bett zum Sterben zurechtlegte. Fey alias Clown Albert trat wieder ins Zimmer. «Tatsächlich, so stimmt es noch nicht ganz, versuchen Sie es doch noch einmal», sagte er freundlich und ging wieder hinaus. Erst nach dem dritten Versuch überlegte er einen Moment, nickte zufrieden und sagte:

«Ja, jetzt ist es prima, so können Sie das ruhig belassen.» Die Frau war ebenfalls zufrieden und sichtlich beruhigt: Auch wenn es noch nicht so weit war, jetzt fühlte sie sich gewappnet für den grossen Schritt.

Eine eindrückliche Szene, die gut widerspiegelt, welche Rolle ein Clown in der Pflege von demenzkranken Menschen einnehmen kann. «Ein Clown ist offen, absichtslos und unverbildet, er weicht starre Regeln auf und sieht das Leben als Spiel», sagt Fey. «Er unterscheidet auch nicht zwischen positivem und negativem Verhalten.»

### «Bei einer Demenz ist ganz viel Angst im Spiel»

Ein herausforderndes Verhalten sieht Fey ganz einfach als «einzige Möglichkeit für demenzkranke Menschen, sich zu spüren und sich auszudrücken». Denn bei einer Demenz sei nebst Ungeduld und Wut oft sehr viel Angst im Spiel: Angst vor dem Verlust der Unabhängigkeit, Angst vor der Hilflosigkeit – Angst vor dem Verlust der eigenen Person. Was Menschen mit Demenz daher am meisten helfe, sei menschliche Nähe und Wertschätzung. «Demenz muss nicht immer «Unglück» bedeuten, aber sie bedeutet immer «Loslassen», sagt Fey. Und als Clown könne er dabei helfen, könne auch die notwendige Nähe schaffen und auch einmal jemanden herzlich umarmen. Als Clown stehe er ebenso am Rand der Gesellschaft und damit auf der

gleichen Ebene mit demenzkranken Personen – «beide verstossen gegen Normen und übertreten Grenzen». Nicht zuletzt sei ein Clown auch Projektionsfläche für eigene Sehnsüchte und verpasste Träume. Kurz: «Betrifft ein Clown einen Raum, verändert sich dieser schlagartig. Er wird bunt, lebendig und fröhlich», schreibt Fey im Vorwort seines Buches, das unter dem Titel «Clowns für Menschen mit Demenz. Das Potenzial einer komischen Kunst» beim Mabuse-Verlag erschien.

Dieses Potenzial sei mittlerweile auch wissenschaftlich erwiesen, sagt die Gerontopsychiaterin Gabriela Stoppe. Sie führt in Basel die Schwerpunktpraxis «Mentage» für Menschen mit De-

>>

**«Demenz bedeutet loslassen. Dabei kann ein Clown helfen, aber er kann auch Nähe schaffen.»**



Clown Albert alias Ulrich Fey zu Besuch im Pflegeheim: Mit seiner unverkrampften Haltung kann er ängstliche und unzufriedene Bewohnerinnen und Bewohner aufheitern. Das wirkt entspannend, auch für die Pflegenden.

Foto: Ulrich Fey

menz und anderen Problemen und arbeitet täglich mit Humor: «Das ist oft der einzige Weg, der hilft, dem Leben ein Stück seiner Schwere zu nehmen.» Erste Erfahrungen hätten klar gezeigt, dass Humor in der Pflege sogar den Psychopharmakaverbrauch senken könne. Das ist ein wichtiger Punkt: «Zwei Drittel aller demenzkranker Menschen verhalten sich hyperaktiv, etwa ein Drittel zeigt psychotische Zeichen», sagt Stoppe. «Beinahe zwei Drittel leiden an Depressionen oder Angst, und zwei Drittel zeigen Anzeichen von Apathie.» Gegen diese Symptome würden ihnen oft zu viele und falsche Medikamente verabreicht. Als «Milliardengrab» bezeichnet die Gerontopsychiaterin in Vorträgen diese Übermedikamentierung. Sie sagt, es werde «sehr viel Geld in möglicherweise nicht wirksame Antidementiva-Forschung investiert und vergleichsweise wenig in die Erforschung psychosozialer Massnahmen».

#### **Humor vermittelt gute Gefühle, besonders in der Pflege**

Dabei könnte ein grosser Teil des psychischen Leidens und herausfordernden Verhaltens ihrer Meinung nach viel einfacher

gemildert werden: «Humor erreicht Menschen auf der emotionalen Schiene und vermittelt gute Gefühle», sagt sie. Deshalb sei Humor enorm wichtig in der Arbeit mit psychischen Erkrankungen und Demenz. Umso mehr, weil Demenz zwar einen Verlust vieler kognitiver, nicht aber emotionaler und sinnlicher Fähigkeiten bedeute: «Auch bei verringerter kognitiver Fähigkeit kann das Hirn auf Humor reagieren. Und es ist sogar möglich, dass dadurch das ganze Netzwerk mit emotionalen, motorischen und kognitiven Teilen trainiert wird, das bei Demenzkranken betroffen ist.» Nach über 20 Jahren Erfahrung mit demenzkranken Menschen sagt Gabriela Stoppe: «Ich glaube, ohne Humor hält man die Pflege gar nicht durch.» Tatsächlich kann Humor viel Lebensfreude, Spass und Heiterkeit wecken – bei Pflegefachleuten und bei demenzkranken Menschen gleichermaßen. Das sagt auch der bekannte Humorforscher Willibald Ruch, Leiter der Fachrichtung Persönlichkeitspsychologie am Psychologischen Institut der Universität Zürich. Er leitet die weltweit erste Studie über die Wirkung von Clowninterventionen und davon ausgelöster Heiterkeit auf das

Wohlbefinden von demenzkranken Menschen. «Wenn ein Clown richtig vorgeht, sind seine Interventionen wichtig und wirkungsvoll», lautet sein Fazit. «Richtig» heisst in diesem Zusammenhang «nicht kompliziert oder ironisch, sondern einfach und verständlich». Ein Clown müsse genau wissen, was angebracht sei, auf Signale seines Publikums achten und dürfe nicht bedrohlich wirken. «Bringt er das fertig, kann ein Scheitern, wie er es vorlebt und wie es demenzkranke Menschen täglich erleben, gut ankommen: Scheitern wird plötzlich normal, der Clown bewegt sich auf derselben Ebene.» Deshalb könnten auch sogenannte paradoxe Interventionen gut funktionieren, wie diejenige des Clowns Ulrich Fey, der mit der aufgewühlten Frau das Sterben «übte»: «Bekommt die alte Dame das Gefühl, sie könne etwas unternehmen und sei ihren Sorgen nicht machtlos ausgeliefert, kann sie sich sofort ein bisschen entspannen und fühlt sich dadurch auch besser.»

### Im Alter wird wieder das Einfache lustig

Wo genau der Humor im Gehirn stattfindet, kann die Wissenschaft noch nicht im Detail beantworten, sicher wissen die Forscher jedoch, dass der Humor im Lauf des Lebens immer vergeistigter wird: «Kinder können sich kaputt lachen ab einem Pups oder wenn jemand die Haarbürste mit der Zahnbürste verwechselt», erklärt Ruch. «Für Erwachsene ist das nur milde lustig. Sie finden Unerwartetes, Widersprüchliches und Ironie witzig – was kognitive Fähigkeiten voraussetzt.» Gehen diese Fähigkeiten im Alter verloren, kommt Ironie nicht mehr gut an, und witzig wird wieder, was wenig kognitive Voraussetzungen verlangt. «Dann tritt ein einfaches, leichtes Erschrecken und Überraschtsein in den Vordergrund.»

Wie wichtig Humor für alle Menschen ist, hat Humorforscher Willibald Ruch am eigenen Leib erfahren, als er seinen Kollegen Paul Mc Ghee in den USA besuchte. Mc Ghee ist der Erfinder der

«Lachmedizin», und als Ruch bei ihm im Auto sass, bekam er eine Life-Vorführung, wie entspannend das Lachen tatsächlich wirkt. «Es war Stosszeit, alle Autofahrer ringsum waren gestresst und schlecht gelaunt», erinnert sich Ruch. «Plötzlich setzte sich Mc Ghee eine Schweinenase auf und reichte mir einen Elefantenrüssel, den ich überstülpen sollte. Dann fuhr er so langsam, dass uns alle überholten.» Die Wirkung sei absolut überraschend gewesen: Alle hätten ein zweites Mal hingeguckt, gestutzt, und ausnahmslos fröhlich gelacht. Und alle hätten auf einen Schlag viel entspannter gewirkt. «So ein Streich bereitet viel Spass», sagt Ruch. «Diese

Heiterkeit geht bei Erwachsenen oft verloren – dabei erhöht sie die Lebensqualität enorm!»

### Studie beweist: Mit Humor geht es allen besser

Humor im Altersheim, auch das zeigt Ruchs Studie, wirkt nicht nur auf Bewohnerinnen und Bewohner positiv: «Ihre Stimmung färbt auf alle ab», sagt der Psychologe. «Sind sie gut drauf, profitieren auch die Pflegenden.» Doch diese goutieren nicht immer, was der Clown macht. Das merkt auch Altersheim-Clown Ulrich Fey des Öfteren, und er hat Verständnis dafür. «Klar, die Pflegenden können das Gefühl bekommen, sie müssten immer Popos wischen, während ich nur Spass habe», sagt er. Deshalb bietet er auch Kurse für Pflegefachleute an. «In solchen Kursen merken auch sie: Humor tut allen gut und erleichtert den Alltag.» Oder wie es Humorforscher Ruch formuliert: «Humor verbessert das Wohlbefinden aller Menschen. Er hilft, innere Spannungen und Ängste abzubauen – und er hilft ebenso gut im Umgang zwischen den Menschen.» ●

**Buchtipps:** Ulrich Fey, «Clowns für Menschen mit Demenz. Das Potenzial einer komischen Kunst», Mabuse-Verlag 2014.

Anzeige

## Ihr Ansprechpartner für alle Hygienefragen:

### • Hygienekurse 2014 für Personen aus dem medizinischen Bereich

Zürich: 25. September | 9. Oktober | 16. Oktober | 13. November

### • Hygiene-Intensivkurs

Giffers: 11.–12. September

### • Hygiene-Kontroll-Audit

### • Steri-Re-Validierung

der Link zur Hygiene | le lien vers l'hygiène

[www.hygienepass.ch](http://www.hygienepass.ch)



**ALMEDICA**  
MEDICAL DIAGNOSTICS & HYGIENE  
Almedica AG  
Guglera 1  
1735 Giffers  
Tel. 026 672 90 90  
office@almedica.ch

Aktuelle Produkte und Aktionen in unserem Web-Shop auf [www.almedica.ch](http://www.almedica.ch)

Ein neues Konzept gibt Menschen mit geistiger Behinderung mehr Eigenständigkeit

## Selber wohnen macht stolz

Im Arbeits- und Wohnheim Kleindöttingen leben fast 40 Menschen mit Behinderung nach einem neuen Konzept. Dazu gehört möglichst grosse Eigenständigkeit. Sie dürfen begleitetes Wohnen ausprobieren, auch wenn es gewagt scheint. Das und ihre Arbeit macht sie stolz.

Von Claudia Weiss

Geschäftiges Treiben herrscht in den Werkstätten des Wohn- und Arbeitszentrums (AWZ) Kleindöttingen AG. An jedem Platz wird eifrig geschraubt, gebohrt und montiert: Die Lavabo-Abläufe für eine Firma aus der Region müssen sauber von Hand zusammengesetzt werden. Renatus Flückiger\* sitzt an seinem Tisch im hinteren Raum und deutet stolz auf die grauen Kisten vor sich und ringsum am Boden. «Ja, alle diese Teile müssen wir noch zusammensetzen», sagt er. «1000 Stück! Da müssen wir alle mit anpacken.» Er lächelt zufrieden.

Der junge Mann ist mit einem Downsyndrom zur Welt gekommen und wohnt seit zwölf Jahren im AWZ. Üblicherweise arbeiten die verschiedenen Gruppen nicht zusammen. «Aber jetzt sind alle Hände nötig», sagt er und zeigt auf seine Kolleginnen und Kollegen.

Zusammenarbeit oder nicht, Renatus ist immer glücklich, wenn er arbeiten kann. Denn das gibt ihm die Befriedigung, einen wichtigen Beitrag im Alltag zu leisten. Und das macht ihn genau so stolz wie die Tatsache, dass er vor ein paar Wochen in eine der beiden betreuten Wohnungen umziehen durfte. «Ja, das kann ich gut, es geht ganz prima!» Er strahlt. Geschäftsleiter Roger Cavegn nickt ihm freundlich zu und sagt, das sei wirklich super, dass Renatus so gut zurechtkomme. Vorher, in seinem Büro, hat Cavegn bereits

erklärt, dass möglichst grosse Eigenständigkeit seit einem halben Jahr zum neuen Konzept des AWZ gehört: «Das Gefühl ›ja, ich habe es geschafft und kann selbstständig wohnen‹ gibt unseren Bewohnerinnen und Bewohnern eine ganz neue Lebensqualität.»

### Gemeinsame Werkstätte und neue Wohngruppen

Vor fast fünf Jahren hatte der Betriebswirtschaftler diese Stelle übernommen und schon bald gemerkt: «Die Wohnsituation passt irgendwie nicht so richtig, und die Werkstätten sind zu klein und veraltet.» Gleich zwei grosse Projekte, und beide hat er energisch angepackt. Die neuen Werkstätten sind fast fertig gebaut, in ein paar Monaten ziehen alle aus dem alten Gebäude aus und etwa hundert Meter weiter in den Neubau. Dann werden alle Gruppen im selben Gebäude arbeiten. Auch jene Gruppe, die jetzt noch im Stöckli nebenan untergebracht ist.

Konzentriert zeichnen und malen die Männer und Frauen im oberen Stock, noch in der alten Werkstatt, ganze Sortimente von Kunstkarten. Sie sind sichtlich stolz auf ihre Werke, und Manuela Roth\* springt sofort auf, um die ganze schöne Palette zu präsentieren. «Schön, gell?», sagt sie, und lächelt zufrieden. Dann setzt sie sich wieder an ihren Arbeitsplatz und greift zu den Kreiden: «Diese Karten müssen sehr genau bemalt werden», erklärt sie, rückt das Papier zurecht und malt konzentriert weiter.

Sobald die Werkstätten verlegt sind, werden im Wohnhaus ein paar Zimmer frei, die bei Bedarf auch kurzfristig genutzt werden können. Das wird nötig sein. Als der neue Bereichsleiter Wohnen, Gerd Noll, vor einem Jahr zu Cavegns Team stiess, machten sich die beiden daran, auch das Wohnkonzept ganz neu anzupassen. Es sieht unter anderem auch vor, dass künftig rascher Zimmer zur Verfügung stehen, sei es für neue Mitbe-

«Selbstständiges Wohnen gibt den Bewohnern eine ganz neue Lebensqualität»

wohner, oder um bereits im Heim wohnende Personen sinnvoller unterzubringen. «Bisher hatten wir einfach die Plätze aufgefüllt», sagt Noll, «aber all die verschiedenen Leute im Alter zwischen 28 und 74 Jahren mit all ihren unterschiedlichen Bedürfnissen gemischt – das passte einfach nicht.»

#### Vom Wohnheim in die Wohnung und auch wieder zurück

Neu sind die Wohngruppen nach Fähigkeiten und Bedürfnissen zusammengestellt: Zwei Gruppen im Heim, bei denen möglichst viel Selbstständigkeit gefördert wird. Eine Rentnergruppe, bei der das Ziel «Selbstständigkeit so lange wie möglich», lautet, und zwei Aussenwohngruppen, die eng betreut werden, deren Bewohner sich aber trotzdem toll fühlen, weil sie in einer «eigenen» Wohnung leben. Und drei Wohnungen ganz in der

Nähe für sieben Personen, die schon ziemlich selbstständig wohnen können. Neu an diesem Konzept ist auch dessen Durchlässigkeit. «Früher gaben Eltern ihre erwachsenen Kinder mit einer Behinderung im Heim ab – endgültig», sagt Gerd Noll. «Bei uns ist das System jetzt sehr flexibel: Wir bieten Heimplätze, das erste betreute Wohnen, und schliesslich eine Wohnung zum beinahe eigenständigen Leben; und, wenn das aus einem Grund nicht mehr möglich ist, wieder einen Platz im Heim – ein bisschen wie ein Zirkel rund um die jeweiligen Bedürfnisse.» Roger Cavegn ist mit der neuen Entwicklung sehr zufrieden. «Schon in dieser kurzen Zeit hat sich gezeigt, dass die Wohnform ganz zentral ist für die Lebensfreude unserer Bewohnerinnen und Bewohner», sagt er. «Jene, die in eine der neuen Wohnungen umgezogen sind, waren unheimlich stolz, als sie >>



Das Steuer selbst in die Hand nehmen und ihr Leben trotz Behinderung möglichst selbstbestimmt leben wie diese Bewohnerin des AWZ Kleindöttingen: Für viele trägt das zum Glückhsein bei.

Fotos: AWZ Kleindöttingen

diese selber einrichten durften.» Das Organisieren sei für sein Team allerdings ein Stück komplexer geworden. Ausserdem hätten sich ganz neue Herausforderungen ergeben: «Einige unserer Bewohnerinnen und Bewohner sind so stolz auf ihre neue, grössere Unabhängigkeit, dass sie sogar ein bisschen aufmüpfig geworden sind.» Und durch die ganze Umstellung sei die Sicherheit – ebenfalls sehr wichtig für Menschen mit einer geistigen Behinderung – etwas ins Wanken geraten. «Aber sobald sich die neue Gruppeneinteilung wieder eingependelt hat, wird es wieder ruhiger», versichert Wohnbereichsleiter Noll.

#### Neue Frage: Lieber Genuss oder Gesundheit?

Dass sich der Aufwand lohnt, bezweifelt er nicht im Geringsten: «Bei unserem neuen Lebensqualitätsmodell stehen die Klienten im Vordergrund: Nicht mehr einfach wir als Betreuer bestimmen, was gut ist, sondern wir suchen, was für die Bewohnerinnen und Bewohner wirklich am besten ist. Auch ganz kleine Dinge wie ein Erdbeertörtchen zum Dessert können unter Umständen viel Lebensfreude vermitteln.» Doch auch Kleinigkeiten stellen die Betreuenden im Alltag vor neue, manchmal verzwickte Fragen. «Wie reagieren wir etwa, wenn ein Bewohner mit einem schweren Diabetes unbedingt eine Tafel Schokolade essen will?», sagt Noll als Beispiel. «Was ist wirklich Lebensqualität für ihn – eine

---

**Viele kleine Massnahmen bilden zusammen das grosse, farbige Bild «Lebensqualität»**

---

bessere Gesundheit oder die Freude am Genuss?» Die Lebensqualitätskonzeption von Curaviva, sagt Geschäftsführer Cavegn, könne all die vielen Detailfragen nicht lösen. Aber sie biete in vielen Situationen eine gute Grundlage: «Bisher entschieden wir oft aus dem Bauch heraus. Mit dieser Konzeption haben wir jetzt ein Instrument zur Hand, mit dem wir unsere Entscheide begründen können.»

Lebensqualität, da sind sich Cavegn und Noll einig, ist das grosse, umfassende Ziel, das es anzustreben gilt. «Es lebt aber durch viele kleine Massnahmen», sagt Noll. Ausflüge, gemeinsames Gärtnern, Maltherapie, ein Chor, ein Filmprojekt, Kegeln, ein Discobesuch oder das Mitmachen in Ortsvereinen – das sind alles kleine Mosaiksteinchen, die zusammen das Bild «Lebensqualität» farbig machen. Dazu gehört auch ein wichtiger, in vielen Heimen ausgeklammerter Bereich: Liebesbeziehungen. Im AWZ dürfen Paare auf Wunsch gemeinsam in ihren Zimmern übernachten. Bei Bedarf erhalten sie sogar ein breites Bett. «Beziehungen leben ist ein Grundrecht, das wir unseren Bewohnerinnen und Bewohnern nicht verwehren wollen», sagt Wohnbereichsleiter Noll. Auch das gehört zum selbstbestimmten, erfüllten Leben.

#### «Lebensqualität für Pensionierte» wird noch gesucht

Eine Frage aber ist noch nicht geklärt: Was wird in ein paar Jahren eine gute Lebensqualität für die neue Gruppe «pensionierte Menschen mit einer Behinderung» ausmachen? «Erst müssen wir noch herausfinden, welche Bedürfnisse für diese Menschen die wichtigsten sind. Da arbeiten nicht nur wir daran», sagt Roger Cavegn. «Es ist eine grosse Herausforderung, der wir uns in der nächsten Zeit stellen müssen.» Neue Herausforderungen für die Betreuungsteams also, wo man hinschaut. Da ist es umso wichtiger, einen Punkt nicht zu vernachlässigen: «Lebensqualität ist in jedem Bereich angesagt – also auch für die Mitarbeitenden», betont Gerd Noll. «Das dürfen, ja müssen sie sich immer in Erinnerung rufen.» Das neue Konzept bedeute keinesfalls, dass sich die Betreuerinnen und Betreuer kaputtarbeiten sollen vor lauter Suchen, wie sie den Bewohnern das Leben angenehmer gestalten können. Vielmehr sollen auch sie durch das neue Konzept an



Fleissiges Werken: Gemeinsame Arbeit in der Werkstätte gibt ein Gefühl von Zusammengehörigkeit.



Kreatives Schaffen: Sind die Bewohnerinnen und Bewohner zufrieden, sind es auch die Betreuenden.

Lebensqualität gewinnen. «Letztlich ist es ein Wechselspiel», sagt Cavegn. «Die Betreuenden ziehen ja viel Befriedigung aus ihrer Arbeit, wenn die Bewohnerinnen und Bewohner zufrieden sind.»

So zufrieden wie Renatus Flückiger, der fleissige Arbeiter mit Trisomie 21. Immer in der Mittagspause nach dem Essen schaut er sich im Fernsehen eine Gerichtsserie an, die er leidenschaftlich gerne mag. «Heute können wir mit gutem Gewissen dahinter stehen, obwohl die Serie nicht besonders hochstehend ist», sagt Roger Cavegn mit einem Lächeln. «Es reicht, wenn er Freude daran hat und es zu seiner Lebensqualität beiträgt – auch wenn es vom sozialpädagogischen Standpunkt aus wenig förderlich sein mag.» Weil Renatus in eine Wohnung umgezogen ist und nicht mehr in diesem Gebäude wohnt, musste Cavegn eine neue Lösung suchen und fand sie im kleinen Kaffeeraum: Hier steht ein TV-Gerät mit Flachbildschirm, der tagsüber ohnehin kaum genutzt wird. Soeben läuft der Abspann über den Bildschirm, die Filmmusik verklingt. Glücklich drückt Renatus auf den Off-Knopf, verabschiedet sich fröhlich und verlässt den Raum. Er muss rasch wieder an die Arbeit: Unzählige Laboabläufe warten noch auf ihn und seine Kollegen. ●

\* Die beiden Namen wurden geändert

Anzeige

*SWING-Stationär optimiert die Geschäftsabläufe sowie den Pflegeprozess und erleichtert so die Arbeit von Alters- und Pflegeheimen. Wann wechseln Sie auf die Software-Lösung von SWING?*



**SWING**  
Software für Menschen

**Mehr Zeit für das Wesentliche**

SWING Informatik AG · Allee 1B · 6210 Sursee · Tel. 041 267 30 00 · willkommen@swing.info

www.swing-informatik.ch

# Einfach und preiswert: vollfarbige Ausweise selbst herstellen



## Der Karten-Boom ist ungebrochen

Die praktischen Karten finden in vielfältigen Ausstattungen immer wieder neue sinnvolle Anwendungen. Das können sowohl einfache Ausweise wie z.B. vollfarbige Personal-, Besucher- oder Studentenausweise sein, als auch Saisonkarten und Kundenkarten, welche mit Text, Fotos und Strichcodes bedruckt werden können.

Aber auch Plastikkarten mit Magnetstreifen, Unterschriftenfeld, integriertem Chip (Smart-card) oder integriertem RFID, welche der kontaktlosen Zahlung oder Zutrittserkennung dienen, können beim Drucken direkt personalisiert werden. Bekannte Anwendungen sind z.B. Bankkarten, EC-Karten, Telefonkarten und Versicherungskarten.



All diese verschiedenen ISO-Standardkarten können heute mit kompakten Plastikkarten-Druckern selbst bedruckt und personalisiert werden.

## Nie war es einfacher, vollfarbige Karten selbst herzustellen

Mit Plastikkarten-Druckern werden heute Kartendrucker bezeichnet, die zum Erstellen und Personalisieren von ISO-Standard-Plastikkarten benutzt werden. Die genauen Kartenabmessungen sind mit 85.60x53.98mm nach ISO 7816 Norm standardisiert. Diese Spezialgrösse (man spricht auch vom Scheckkartenformat) wird inzwischen universell eingesetzt und ist kaum mehr wegzudenken.

## Optimale Drucksysteme für jede Anforderung

Für den Kartendruck haben sich zwei verschiedene Druckerarten durchgesetzt, zum einen der Thermosublimationsdrucker und zum anderen der Retransfer-Kartendrucker. Je nach Anwendung und Budget kommt der eine oder andere in Frage.

Die Thermosublimationsdrucker ermöglichen einen individuellen Vollfarbendruck in Fotoqualität bei höchster Robustheit. Diese kompakten und sehr preisgünstigen Drucker überzeugen mit einer sehr einfachen Handhabung, niedrigen Druckkosten und kurzen Druckzeiten (bis zu 750 Karten pro Stunde). Ideal für Desktop-Anwendungen, wo die Ausweisvergabe auch mal schnell ablaufen muss.

Beim Thermosublimations-Verfahren kommen Thermotransfer-Farbbänder nach dem CMYK-Farbsatz zum Gebrauch. Dabei wird die zu bedruckende Karte mehrmals bei der jeweiligen Farbe am Druckkopf vorbeigeführt. Jedoch nur edge-to-edge, randabfallender Druck ist bei dieser Methode nicht möglich. Die Farbe wird in Abstufungen direkt auf die Karte aufgedampft (sublimiert). Damit lassen sich hohe Farbtiefen mit bis zu 16 Mio. Farben auf der Karte erreichen.

Darüber kommt abschliessend ein transparentes Overlay (CMYKO-Farbband), das den hochwertigen Kartendruck deutlich haltbarer macht. Es schützt die personalisierte Plastikkarte vor mechanischem Abrieb und macht den Druck UV-beständig. Mit einigen handelsüblichen Druckern sind so auch Hologramme, welche die optische Sicherheitserkennung erlauben, direkt auf die Karte druckbar.

Typisch für solche kompakten Desktop-Thermosublimationsdrucker sind die bekannten Modelle ZEBRA ZXP-31 und ZXP-32 oder auch der sehr preiswerte EasyBadge PRONTO. Diese Drucker sind schon ab ca. CHF 1'000.- erhältlich. Sie sind besonders beliebt in klassischen Anwendungsbereichen, wie Zeiterfassung und Zutrittskontrolle (mit Fotopersonalisierung), aber auch für unzählige weitere Anwendungen, wie z.B. für personalisierte Kunden- und Mitgliedskarten in Sportvereinen und für Schul- und Hochschulausweise.



Eine Preisklasse höher gibt es noch die sogenannten Retransfer-Kartendrucker. Eine weitere gute Möglichkeit, Ausweise herzustellen. Auch bei diesem Verfahren kommen ebenfalls mehrzonige CMYK Thermotransfer-Farbbänder zum Einsatz. Der Druck erfolgt aber nicht direkt auf der Karte sondern spiegelverkehrt auf das Retransferband (auch Druckfilm genannt). Danach wird das bedruckte Retransferband im 2. Arbeitsschritt auf die Karte appliziert.

Vorteile bei dieser Art des Kartendrucks ist die Unabhängigkeit von der Karten-

oberfläche. Insbesondere kontaktbehaftete und kontaktlose RFID-Chipkarten sind weitgehend problemfrei und auch randabfallend (over the edge) bedruckbar. Der wohl beliebteste Drucker in diesem Bereich ist der ZEBRA ZXP-82, der bekannt für seinen schnellen und hochwertigen Farb-Kartendruck ist. Besonders geeignet für Chipkarten und Grossauflagen.

## Praktisches Zubehör optimiert die Anwendungsmöglichkeiten

Die Handhabung von Ausweisen versucht man in der Praxis dem Benutzer immer einfacher zu machen. Inzwischen ist eine umfassende Auswahl an praktischem Ausweiskarten-Zubehör verfügbar, die das Tragen oder Vorweisen der Ausweiskarten bequemer machen. Da gibt es unzählige viele Arten von Schutzhüllen, Kartenhaltern, Karten-Jojos, Ansteck-Clips, Magneten, Lanyards und vieles mehr.



Ein interessanter Katalog mit über 500 Zubehörteilen ist zu finden unter [www.ades.ch/ausweiszubehoer](http://www.ades.ch/ausweiszubehoer). Die ADES AG, in 8306 Brüttsellen, ist schon seit 1997 auf den Verkauf und die Installation von Ausweisdruckern im Plastikkarten-Format spezialisiert. Viele tausend solcher Drucker laufen zur vollen Zufriedenheit der Anwender.

Die bewährten «Plug-and-play»-Druckerpackages von ADES, die nebst dem Drucker auch Karten-Gestaltungs-Software, Fotocam für Portrait-Fotos, Ausweiskarten, Vorlagen etc. enthalten, machen den Einstieg ins Kartendruckern leicht – auch für ungeübte Nutzer.



ADES AG  
Ruchstückstrasse 19 | 8306 Brüttsellen  
T 044 835 20 60 | F 044 835 20 69  
[info@ades.ch](mailto:info@ades.ch) | [www.ades.ch](http://www.ades.ch)

## Spezielles Messinstrument erfasst die Lebensqualität von Menschen mit Demenz

# Geschulte Beobachtung führt zu vergleichbaren Resultaten

Wie Heimbewohner mit Demenz ihre Lebensqualität beurteilen, kann kaum zuverlässig erfragt werden. Die Firma Qualis Evaluation hat dafür eine neue Methode eingeführt: Die Beobachtung durch Assessorinnen. Wie das geht, zeigt der Besuch in einem Zentrum im Kanton Baselland.

Von Regula Pfeifer

«Lassen Sie sich nicht stören», sagt Anita Imhof, «wir sind heute eine Weile bei Ihnen.» Die fünf Bewohnerinnen, die an diesem Vormittag in der Essstube ihrer Demenzabteilung im Zentrum Ergolz im basellandschaftlichen Ormalingen sitzen, schauen interessiert auf und packen die Gelegenheit zum Gespräch. Wenig später setzt sich Imhof abseits auf einen Stuhl.

Von hier aus beobachtet die Psychologin und Pflegefachfrau im Auftrag der Firma Qualis Evaluation zwei Bewohnerinnen der Wohngruppe, nennen wir sie Berta Meier und Anna Huber. Wie sie tatsächlich heissen, darf hier nicht verraten werden. Ihre Anonymität muss gewährleistet sein. Dazu verpflichtet sich Qualis, wenn sie die Qualität in Pflegeheimen untersucht. Diese Vorsicht ist zu ihrem eigenen Vorteil: Die befragten Personen geben ohne falsche Rücksicht Auskunft, wenn sie wissen, dass sie nicht namentlich erwähnt werden. So kann Qualis eine wahrheitsgetreue Analyse erstellen und das Heim erhält ein ehrliches Feedback. Das sei ganz im Sinn des Heims, führt Stephan Zbinden vom Zentrum Ergolz aus. «Wir wollen wissen, wie Mitarbeitende, Bewohnerinnen und Bewohner und ihre Angehörigen unser Heim wahrnehmen.» Deshalb beauftragte er Qualis vor vier Jahren, diese drei Personengruppen zu befra-

**Die Bewohnerin hakt sich ein bei der Pflegerin und wirkt zufrieden, sagt aber kaum ein Wort.**

gen. Nur die an Demenz erkrankten Bewohnerinnen und Bewohner konnten sich nicht beteiligen. Eine solche Befragung hätte sie überfordert. Die Lücke wollte Stephan Zbinden füllen. Für das laufende Jahr bat er Qualis, neu auch die Lebensqualität von Demenzkranken zu erfassen. Deshalb befinden sich nun drei Qualis-Mitarbeiterinnen im Zentrum Ergolz. Anita Imhof hat noch immer die Essstube im Blick. Eben hilft eine Pflegerin Berta Meier und einer zweiten Bewohnerin auf die Beine und nimmt sie bei der Hand. «Das ist eine Aktivität, da gehe ich mit», sagt die Assessorin und steht auf. Sie folgt den drei Personen durch zwei Gänge und eine mit Code gesicherte Wohnungstüre bis zu den Briefkästen. Die Pflegerin öffnet die Fächer der beiden Bewohnerinnen und überreicht ihnen die Post. Diese blättern kurz darin, bevor es zurück in die Wohngruppe geht. Berta Meier hakt sich ein bei der Pflegerin und wirkt zufrieden, sagt aber kaum etwas. Ihre Kollegin dagegen erzählt von der Arbeit auf ihrem Bauernhof.

Zurück auf dem Beobachtungsplatz zückt Anita Imhof ein Formular, das sie mit Merkmalen von Berta Meier und einer Zahl beschriftet. Sie muss nun entscheiden: Was war die hauptsächliche Emotion, die die Bewohnerin bei der Aktivität zeigte? Imhof kreuzt «Wohlbefinden» an und notiert Genaueres dazu. Weshalb

verzerrte die Frau wohl manchmal das Gesicht? Wegen Schmerzen? Imhof tippt auf eine persönliche Angewohnheit und notiert die Vermutung.

### Warum wohl ist der Aufenthaltsraum menschenleer?

Anita Imhof erklärt: «Wir beobachten die Menschen in drei Situationen: bei einer Aktivität, beim Essen und in einem ruhigen, aber wachen Moment.» Jetzt ist es Zeit, einen Rundgang durch die Wohngruppe zu machen.

>>

Anita Imhof holt ein kleines Gerät aus der Tasche und misst damit das Licht im Korridor, in der Stube und im Aufenthaltsraum. Dieser Raum ist mit einem märchenhaften Blumenbild, einer Sitzgruppe und Kommoden eingerichtet, aber menschenleer. Weshalb wohl? Vielleicht fehlen Beschäftigungsmöglichkeiten. Sie tritt zum Fenster und schiebt den Vorhang beiseite. «Der Blick nach draussen regt an, besonders, wenn dort etwas läuft.» Sie deutet auf das Nachbarhaus, das gerade im Bau ist. Imhof lässt sich von der Pflegerin die Türe zur Terrasse öffnen und wirft einen Blick hinaus. Ist die Terrasse gegen aussen abgeschlossen, damit keine Bewohnerin, kein Bewohner unentdeckt weggehen kann? Bietet sie sinnliche Anreize, etwa Kräuter zum Riechen? Ihre Beobachtungen notiert sie. «Oft wird unterschätzt, wie stark sich die Inneneinrichtung auf das Wohlbefinden auswirkt», sagt Anita Imhof. Ob die Räume hell genug sind, der Zugang zum Sitzplatz offen und Stühle in den Korridoren zum Ausruhen bereit, ist ihrer Meinung nach genauso wichtig wie freundliches Personal.

Während Anita Imhof und eine Kollegin die Wohnabteilungen und ihre Bewohnerinnen begutachten, sitzt die dritte Qualis-Frau, Katharina Remund, in einem Sitzungsraum und interviewt eine Pflegefachfrau nach der anderen. Es sind Bezugspersonen von Bewohnern mit Demenz, deren Lebensqualität Qualis ergründen soll.

#### Ist der Blick abwesend, aufmerksam oder freudig-positiv?

Im Moment ist Sandra Bucher (Name geändert) an der Reihe. Remund geht den von Qualis entwickelten Fragebogen durch. «Schaut die von Ihnen betreute Person selbstständig fern?», «Liest sie Zeitschriften?», «Schaut sie Bilder an?» «Nein, das tut sie nicht selbstständig», antwortet Bucher. Doch wenn sie ihr den Fernseher einstelle, Zeitschriften hinlege oder sie auf Bilder aufmerksam mache, zeige sie Interesse. «Schaut sie dabei mechanisch-abwesend, aufmerksam oder freudig-positiv?», fragt Remund weiter. «Aufmerksam», antwortet die Pflegefachfrau. Weitere Fragen folgen.



Märchenhaft, aber menschenleer: Qualis-Mitarbeiterin Anita Imhof misst die Lichtstärke im Aufenthaltsraum des Alterszentrums Ergold in Ormalingen BL.

Die Lebensqualität von dementen Heimbewohnern zu erfassen, ist keine leichte Aufgabe. Denn die sonst üblichen Befragungen sind bei Menschen mit eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten kaum anwendbar. Deshalb hat Qualis Evaluation, ein in Zürich angesiedeltes Unternehmen für angewandte Sozialforschung, ein spezielles Messinstrument entwickelt, Qualis-LQ (LQ steht für Lebensqualität). Es basiert auf dem Heidelberger Instrument zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen, H.I.L.D.E. Themenspektrum und Erhebungsmethoden der beiden Instrumente sind sich ähnlich. Insbesondere arbeiten beide mit der Beobachtung von Bewohnenden in verschiedenen Alltagssituationen. Neuere wissenschaftliche Studien zeigen, dass Demenzkranke auch im fortgeschrittenen Stadium emotional differenziert auf Situationen reagieren können.

### Benchmarking über die Kantonsgrenzen hinweg

Diese Emotionen werden sowohl bei H.I.L.D.E als auch bei Qualis-LQ registriert, um einschätzen zu können, wie zufrieden

und wohl sich die Bewohnerinnen und Bewohner fühlen. Die Assessorinnen sind einheitlich geschult, unter anderem im Institut für Gerontologie der Universität Zürich. Auf fünf Wegen erkundet Qualis die Lebensqualität von Menschen mit Demenz: über Beobachtungen, über Interviews mit Bezugspersonen, über Strukturhebungen, über die heiminternen Dokumentationen und anhand betrieblicher Kennzahlen.

Die Qualis-Leute schauen sich die verschiedenen Lebensbereiche der Heimbewohnerinnen und -bewohner genauer an: ihre pflegerisch-ärztliche Betreuung, ihr Wohnumfeld, ihre sozialen Kontakte, ihre Individualität, ihren erlebten Alltag und ihre Emotionalität. Im Wohnumfeld interessieren beispielsweise das Licht, die Häuslichkeit und Privatsphäre, die Sicherheit, der Weglaufschutz, der Anregungsgehalt, die Orientierung, Geruch und Lärm. Um die sozialen Kontakte einzuschätzen, erheben die Assessorinnen gemäss der Qualis-Methode das institutionelle Kontaktangebot und die für die Bewohnerinnen und Bewohner wichtigen Personen. Der Individualität tragen sie Rechnung,

indem sie abklären, ob Biografie und Gewohnheiten in das Leben der Bewohnenden einfließen. Den Alltag erforschen die Assessorinnen anhand von Aktivitäten und möglichen körperlichen Fixierungen. Und die Emotionalität beobachten sie bei einer Aktivität, beim Essen und in Ruhe. Dieselben Themen erfragen sie auch bei der jeweiligen Bezugsperson.

Bei der Auswertung setzt Qualis-LQ das Benchmarking als Referenzrahmen. Konkret ordnet und analysiert die Firma Qualis alle erfassten Informationen quantitativ und qualitativ und stellt daraus einen detaillierten Bericht mit Grafiken her. Darin zu lesen und zu sehen ist nicht nur, wo die Stärken und Schwächen des untersuchten Heims liegen, sondern auch, wo es im Vergleich zum Durchschnitt aller Heime liegt und wo im Vergleich zum besten oder schlechtesten Heim. Der Bericht zeigt beispielsweise auf, dass Bewohnerinnen und Bewohner mit Demenz des einen Heims wesentlich mobiler sind als in anderen Heimen. Diese Vergleiche sind möglich, weil Qualis alle Heime nach demselben Vorgehen untersucht. «Damit ermöglichen wir ein Benchmarking, und zwar über die Kantonsgrenzen hinweg», sagt der Sozialpsychologe und Qualis-Geschäftsführer Biagio Saldutto. «Das ist der Vorteil, den wir unseren Kunden bieten.»

### Messungen der Lebensqualität kosten etwas und lohnen sich

Benchmarking, ein Begriff aus der Betriebswirtschaft, bedeutet, dass Produkte, Dienstleistungen und Prozesse systematisch verglichen werden – im eigenen Unternehmen, aber auch mit solchen in anderen Unternehmen. Qualis hat bereits 137 Alterseinrichtungen der Deutschschweiz untersucht. Sie alle sind also am Benchmarking beteiligt. Dies stösst in der Branche auf Interesse. «Wir wollen wissen, wie wir uns seit der letzten Messung entwickelt haben und wie wir im Vergleich zu anderen Heimen dastehen», sagt Stephan Zbinden vom Zentrum Ergolz. Ihn nimmt Wunder, ob sein Heim bei der Aktivierung und Alltagsgestaltung aufgeholt hat. Bei der letzten Untersuchung waren hier Mängel aufgefallen, die das Heim inzwischen angegangen ist. Erst hat es die Leitlinien angepasst, dann das Personal geschult und die Umsetzung im Alltag angepackt. Ob es sich tatsächlich verbessert hat, will Zbinden von Qualis nun wissen. Gespannt ist er aber auch auf die Ergebnisse der neusten

Erhebung zur Lebensqualität der Menschen mit Demenz in seinem Heim, die Qualis am heutigen Tag durchführt. Zwei bis drei von neun Bewohnenden in einer Wohngruppe nimmt Qualis in den Blick.

---

**Ob die Räume hell genug sind, ist genauso wichtig wie freundliches Personal.**

---

Es hätten auch alle sein können, denn Qualis bietet Stichproben und Vollerhebungen an. Von der Stichprobe erhofft sich Geschäftsführer Zbinden eine Signalwirkung bei nicht allzu hohen Kosten. «Natürlich kostet unser Angebot», sagt Biagio Saldutto, «doch langfristig lohnt es sich. Denn es hilft nicht nur, die Qualität der Institutionen zu verbessern, sondern auch, die Ressourcen richtig einzusetzen.» Und Anita Imhof, ganz Pflegeexpertin, fügt hinzu: «Es dient der Professionalisierung unseres Berufsstandes. ●



Foto: Regula Pfeifer

## Stiftung Kinderheime Solothurn geht neue Wege

# Die Frage lautet jetzt: Wer braucht was für eine gute Lebensqualität?

Kinder und Jugendliche mit Problemen werden bei der Stiftung Kinderheime Solothurn nicht mehr für Jahre ins Heim gesteckt: Die Mitarbeitenden arbeiten intensiv mit ihren Familien, damit sie rasch wieder zu Hause leben können. Im Heimalltag steht die Lebensqualität im Vordergrund.

Von Claudia Weiss

Nachmittagsübergabe im Böglihuus Derendingen, das zur Stiftung Kinderheime Solothurn SKSO gehört. Am grossen ovalen Holztisch in der Küche neben dem Büro erklärt Sozialpädagogin Janna Pfeiffer ihrer Kollegin Rahel Rufer, wer von den Jugendlichen wann heimkommt, und wer heute am frühen Abend welche Aufgaben zu erledigen hat. «Florian (alle Namen der Jugendlichen geändert) hat bis 22 Uhr Training, Philipp muss unbedingt seine Hausaufgaben erledigen und mit Mona habe ich noch ein Einzelgespräch», zählt Pfeiffer auf. Rufer nickt, fragt nach und trägt sich die Punkte in ihrer Tagesliste ein. Sie wird sich darum kümmern. Momentan wohnen hier fünf Jungs und eine Jugendliche im Alter zwischen 14 und 19 Jahren. Ein weiterer Jugendlicher befindet sich für einige Zeit auf einem Hof im Jura, damit er fernab von Handy und Fernseher zur Ruhe finden kann. Er wird in den nächsten Wochen sein Zimmer wieder beziehen. Zwei weitere Zimmer stehen frei.

Das kam früher kaum je vor. Heute kann sich dafür die Konstellation jederzeit rasch ändern. Die SKSO hat vor drei Jahren einen neuen Weg eingeschlagen. Dadurch können die Mitarbeitenden viel flexibler auf die aktuellen Bedürfnisse reagieren: Notfalls können Kinder und Jugendliche jetzt ohne Wartezeiten

aufgenommen werden und treten ebenso rasch wieder aus, sobald sich ihre Situation zu Hause stabilisiert hat. Stationär bleiben hier alle nur genau so lange, wie es unumgänglich ist. «Das heisst, wer einmal im Heim landet, bleibt nicht mehr wie früher bis zur Volljährigkeit hier», erklärt Geschäftsführer Freddy Meury. «Dafür legen wir dann und wann eine Zusatzmatratze in ein Zimmer, wenn wir ein Kind dringend sofort aufnehmen müssen...»

### Lebensqualität im Heim – und zu Hause

Koss und Kofa lauten die Kurzbegriffe für einen rundum neuen Ansatz: Kompetenzorientierung im stationären Setting und Kompetenzorientierte Familienarbeit im ambulanten Setting. Dahinter stecken keine leeren Fachbegriffe, sondern eine Grundhaltung, welche die Lebensqualität ins Zentrum stellt:

Den Kindern und Jugendlichen soll es möglichst gut gehen. Das gilt für ihren Alltag im Heim, das gilt aber auch bei ihnen zu Hause, denn sie sollen so lange wie möglich in ihrem Sozialraum betreut werden. Dadurch ändert die Gruppenzusammensetzung viel rascher und die Sozialpädagoginnen müssen viel flexibler arbeiten: Sie werden nicht mehr fix zugeordnet – also entweder stationär oder bei

den Familien der Kinder und Jugendlichen zu Hause –, sondern wechseln je nach Bedarf fast fliegend. Das bedeutet auch bei der Einteilung der Arbeitszeiten einen Riesenaufwand, regelmässige Planung ist schwieriger geworden. Meury ist überzeugt: «Dieser zusätzliche Aufwand lohnt sich unbedingt. Zwar haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mehr Arbeit, ab und zu steht ein Zimmer leer, und wir generieren weniger Einnahmen», sagt er. «Aber für die Kinder und Jugendlichen bedeuten Koss und Kofa mehr Lebensqualität, denn für sie ist es in den allermeisten Fällen besser, wenn sie im familiären Umfeld aufwach-

---

**Der Ansatz ist neu. Es geht jetzt um die Frage: Was brauchen die Jugendlichen zu ihrem Wohlergehen?**

---



Wälder, Wiesen, Mulis und viel Dreck, aber kein Handy-Empfang: Bei «erlebnispädagogischen Wochenenden» wie kürzlich im Jura kommen Jugendliche an ihre Grenzen. Sind die Strapazen vorbei, bleibt dennoch ein gutes Gefühl. Foto: SKSO/Sandra König

sen können.» Natürlich werden die Kinder und Jugendlichen aus dem Heim nicht ohne Unterstützung in ihre Familien zurückgeschickt: So lange wie nötig begleiten SKSO-Mitarbeitende sie und ihre Eltern eng, bis sie den Alltag wieder gut alleine auf die Reihe bekommen. Während einer ambulanten Diagnostik im Umfang von 40 Stunden, verteilt auf sechs Wochen, begleiten die Sozialpädagoginnen und -pädagogen die Jugendlichen und ihre Familien. Zeigt sich danach, dass eine stationäre Betreuung angebracht ist, haben bis zum Eintritt schon viele Gespräche mit Eltern und Lehrpersonen stattgefunden. «Das hilft enorm, denn dadurch können wir auch die Eltern mit an Bord holen», sagt Martina Rufer, Psychologin und Teamleiterin im Böglihuus. Sie haben dann nicht das Gefühl, als Schuldige abgestempelt zu werden, denen man ihr Kind wegnimmt, weil sie nicht fähig sind, es wohlbehalten aufzuziehen. Vielmehr erhalten sie neue Instrumente und Lösungswege aufgezeigt und fühlen sich nicht mehr ohnmächtig – oft erstmals nach langer Zeit. «Diesen Unterschied spüren wir stark – die Eltern sind viel kooperativer.»

Im oberen Stock wummert ein Bass los, HipHop-Sound dröhnt durch die Decke, die Jugendlichen trudeln nach Schule und Arbeit langsam wieder im Böglihuus ein. Kein Problem, der

**«Starre Regeln gibt es bei uns nicht. Es macht mehr Sinn, auf die Jugendlichen einzeln einzugehen.»**

Lärm der Musikanlage ist gut auszuhalten. Martina Rufer und Sandra König, Bereichsleiterin Region Solothurn-Grenchen, werfen einander einen kurzen Blick zu und lächeln. «Auf starre Regeln verzichten wir», erklärt König. «Es bringt gar nichts, mit einem Jugendlichen über laute Musik zu diskutieren, wenn sein Thema «Erwachsenwerden» lautet, oder «Konsumverhalten.»

Die SKSO hat darum individuelle Regelungen eingeführt, die für jeden Jugendlichen eigens angepasst werden. Deshalb muss der eine unbedingt sein Zimmer ordentlich halten, weil für ihn «Leben ordnen» ein zentrales Thema ist. Bei einem anderen ist es unwesentlich, ob die Klamotten auf einem Haufen im Zimmer herumliegen, weil andere Punkte viel wichtiger sind. «Strikt für alle verboten ist aber immer noch alles, was ausserhalb der Gesetzesnormen liegt», sagt Martina Rufer.

#### Neue Regeln, neue Diskussionen

Diese Einzelregeln sind ein Gewinn für die Kinder und Jugendlichen – und ein weiterer Mehraufwand für die Mitarbeitenden. «Individuelle Abmachungen führen manchmal zu grossen Diskussionen», sagt Sandra König. «Die einen Jugendlichen verstehen nicht, warum bei ihnen das Einhalten einer Vorschrift so

>>



Das Böglihuus in Derendingen

## Ab und zu sind fantasievolle Lösungswege gefragt

Die drei wichtigsten Neuerungen im Konzept der Stiftung Kinderheime Solothurn (SKSO) kurz zusammengefasst: Erstens bleiben Kinder und Jugendliche nur so lange wie dringend notwendig stationär in einem der Häuser. Danach kehren sie zu ihren Familien zurück. Zweitens werden die Eltern eng mit einbezogen und während Wochen oder Monaten intensiv mitbetreut, damit sie selber den Weg finden, um ihren Kindern einen soliden Rahmen zu bieten. Ist der Rahmen nicht solide genug, bekommen sie weitere Unterstützung. Und drittens herrschen in den Häusern keine sakrosankten Regeln mehr, die für alle Kinder und Jugendlichen gelten, sondern sie werden individuell und sinnvoll angepasst. Dadurch bleibt mehr Raum und Bereitschaft, um an den wirklich wichtigen Aufgaben zu arbeiten. «Es hat ein Wechsel von einer ‹Angebotskultur› zu einer ‹Bedarfskultur› stattgefunden», fasst SKSO-Geschäftsführer Fredy Meury zusammen.

Um so zu arbeiten, ist manchmal eine gute Portion Erfindungsgeist und Einsatz gefragt. Wie bei jenem 14-jährigen Jungen, der vor lauter Sorge um seinen Vater auch im Heim nicht mehr lernen und sich weiterentwickeln konnte. «Für diesen Vater mieteten wir kurzerhand eine Wohnung ganz in unserer Nähe und organisierten mit ihm, dass sein Sohn ihn regelmässiger und öfter besuchen kann», erzählt Meury. «Mit dem Sohn machte ich ab, dass er seine Sorgen um den Vater ruhig uns überlassen könne und sich stattdessen auf das Lernen konzentrieren kann.» Es funktioniert recht gut: «Der Junge ist auf einem guten Weg – immer noch pubertär, aber das darf er ja auch.»

wichtig sein soll, während wir bei anderen ein Auge zudrücken.» Erklärende Gespräche helfen, und letztlich führen individuell angepasste Regeln sogar dazu, dass sich die Jugendlichen als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen fühlen. In den Aktennotizen gibt es keine Aussagen mehr wie «er ist mühsam», oder «sie benimmt sich schwierig». Heute ist darin stattdessen festgehalten, wie es läuft, oder was es noch braucht, damit es besser läuft. «Diese Individualität setzt immer wieder einen grossen Willen des Teams voraus», sagt Fredy Meury. «Die Mitarbeitenden müssen sich mit unseren Bewohnerinnen und Bewohnern auseinandersetzen und dürfen sich nicht einfach hinter starren Regeln verschanzen.» Mit diesen Veränderungen konnten sich nicht alle Angestellten anfreunden. Einige wechselten die Stelle.

Geschäftsführer Meury selbst jedoch ist vollauf zufrieden mit dem Erfolg der ersten drei Jahre seit Einführung der neuen Methodik. «Genau danach hatten wir gesucht», sagt er. Schon länger habe er gespürt, dass der bisherige Weg nicht die Lösung sein könne. Die neue Methodik bietet für ihn nun das, was vorher gefehlt hatte: «Mehr Lebensqualität für die Kinder und Jugendlichen und ihre Familien.» Billig war die Umstellung nicht. Meury brauchte vom Stiftungsrat die Zusage, dass alle Mitarbeitenden die notwendigen mehrtägigen Weiterbildungskurse besuchen und mit Zertifikat abschliessen konnten. «Es hat sich gelohnt. Die Lebensqualität steht seither vermehrt im Zentrum.» Bereichsleiterin Sandra König sagt: «Jetzt bemühen sich die Mitarbeitenden, den Bewohnerinnen und Bewohnern zuallererst die nötige Nestwärme zu geben.» Das sei sinnvoll: «Erst wenn der Boden gelegt ist, können sie überhaupt etwas lernen.»

### Lieber sinnvolle Regeln als sture

Beim Lernen hilft auch das massgeschneiderte Angebot: «Dem einen fällt es am Morgen leichter, der anderen nach dem Nachtessen. Deshalb bringt es doch nichts, stur auf einer fixen Zeit zu beharren», sagt König. «Passen wir den Ablauf an die Bedürfnisse der Jugendlichen an, erreichen wir mit weniger Aufwand viel mehr.» Die neue Haltung schliesst auch nicht aus, dass ein Sozialpädagoge einem müden Lehrling einmal ein Sandwich streicht, auch wenn er es längst selber könnte. «Damit machen wir ihm eine Freude und geben ihm zugleich ein bisschen Boden.» Die neue Frage für die Mitarbeitenden lautet deshalb immer wieder: «Wer braucht was, damit die Lebensqualität für jeden einzelnen möglichst gut ist?»

Den gemütlichen Rahmen dafür bietet das Böglihuus geradezu ideal: Das umgebaute alte Bauernhaus mit den riesigen Fenstern hat einen grosszügigen, hellen Aufenthaltsraum mit Cheminée, Töggelkasten und Billardtisch. Auf dem grossen Balkon baumelt eine Stoffhängematte für die warmen Tage. «Ein sehr beliebter Platz», sagt Martina Rufer, die durch das Haus führt. Im parkähnlichen Garten gibt es genügend Platz zum Fussballspielen, daneben steht ein Pingpong Tisch, «im Sommer sehr oft benutzt», und in der hinteren rechten Ecke befindet sich die Steinarena – ein wichtiger Ort: «Hier findet die Feuerrunde statt, wenn jemand weggeht, was ja jetzt viel öfter vorkommt», erklärt Rufer. «Bei diesem Ritual wünschen alle dem Jugendlichen etwas für seinen weiteren Weg.» Sie kehrt ins Haus zurück, treppauf, treppab, die Gänge sind verwinkelt, die Zimmer ganz verschieden gross und unterschiedlich gestaltet, aber alle

hell und freundlich, mit viel Holz. Unten, im ehemaligen Schuhkeller, planen die Jugendlichen einen Fitnessraum – ein Projekt, das sie selbst angeregt haben. «Auch das ist Lebensqualität», sagt Martina Rufer, «in der Gruppe etwas zu erarbeiten.»

### Jugendliche finden Erlebnispädagogik nicht immer toll

Nicht immer sind die Jugendlichen allerdings gleicher Meinung wie die Sozialpädagoginnen, was den Wert bestimmter Aktionen anbelangt. Ein Beispiel dafür sind die erlebnispädagogischen Wochenenden. Bereichsleiterin Sandra König, selber Sozialpädagogin, ist soeben mit einer Dreiergruppe von einem solchen Ausflug zurückgekehrt: Am Wochenende besuchten sie den siebten Jugendlichen auf dem Jurahof und stellten fest, dass es auch ein Leben abseits von der Zivilisation gibt. Sie stapften mit Mauleseln durch den Dreck, übernachteten im Schlafsack im Massenlager und stellten entsetzt fest, dass es dort oben kaum Handyempfang gibt, ja nicht einmal einen Laden. Einen Tag nach der Rückkehr, beim Abendessen im hohen, hellen Böglihuus-Dachsaal mit der modernen Küche, ist das Trecking immer noch das Hauptthema: All dieser Schmutz und Gestank, all die Mühsal – und trotzdem auch all diese starken Erlebnisse. «Manche Jugendlichen kommen hart an ihre Grenzen bei solchen Unter-

nehmungen», sagt Sandra König. «Aber es bringt sie persönlich weiter und ist wichtig für die Gruppendynamik.»

### Endlos-Gamen ist mit Lebensqualität nicht gemeint

Bei der Abendrunde nach dem Nachtessen können alle Jugendlichen je etwas Positives und etwas Negatives loswerden. Gut sei das Fondue Bourgignonne mit Wildfleisch im Jura gewesen. Gut sei aber vor allem, dass sie zurück in Solothurn seien, findet der 14-jährige Philipp. «Schlecht hingegen war heute das Wetter.» Marco, 17, studiert nicht lange: «Gut ist, dass ich all meine Sachen erledigt habe. Schlecht war, dass ich heute früh aufstehen musste.» Könnten sie wählen, würden beide die bevorstehende Runde Montagsmalen im Gruppenraum ausfallen lassen. Stattdessen wüsste Philipp genau, was sein Leben verschönern würde: «Einmal einen Tag lang gamen, ohne dass mir jemand sagt, dass ich aufhören soll», erklärt er und lacht. Sozialpädagogin Rahel Rufer schmunzelt, geht aber nicht darauf ein. Tagelanges Gamen ist nicht vorgesehen auf dem Weg nach mehr Lebensqualität. Deshalb wird auch Philipp später im Aufenthaltsraum erscheinen und mit der Gruppe raten, welchen Begriff die Kritzeleien auf dem grossen Papier darstellen sollen. Und der Abend wird für ihn ganz lustig werden, auch wenn er es nicht zugeben mag. ●

**Erlebnisse in der Gruppe sind auch Lebensqualität. Nur sind sie nicht immer so beliebt.**

Anzeige

## PUBLIREPORTAGE

# HOSPISOFT KOGNIMAT – DIE PFLEGEMATRATZE

## Das neue Patientensicherheitssystem HOSPISOFT KOGNIMAT setzt neue Massstäbe im Bereich der Patientensicherheit.

### Schutz rund ums Bett – 360°

Die bis heute eingesetzten Produkte (Klingelmatte etc.), welche das Pflegepersonal über einen allfälligen Bettausstieg informieren, decken in der Regel nur einen sehr kleinen Radius vor dem Bett ab. Das heisst, ein Patient oder Heimbewohner kann herkömmliche Produkte sehr einfach umgehen. Noch gravierender kann sich die Situation mit dem Einsatz von Seitengitter entwickeln: Erfahrungen in der Pflege zeigen, dass Personen mit Hilfe des Einsatzes von Bettseitengittern nicht am Verlassen des Pflegebetts gehindert werden können. Es entsteht die Gefahr, dass das Bett seitlich über das Seitengitter verlassen wird oder dass Patienten und Heimbewohner via Kopf- oder Fussteil (z. T. über den Nachttisch) «aussteigen».

Das neue Patientensicherheitssystem ist unsichtbar mit Sensoren im Randbereich des Matratzenkerns ausgerüstet. Somit erkennt das System sofort, wenn ein Patient oder Bewohner das Bett seitlich oder über das Kopf- oder Fussende verlassen will. Sollte trotz allem das Seitengitter zum Einsatz kommen, ist HOSPISOFT KOGNIMAT in der Lage, «gefährliche Aktivitäten» sofort zu erkennen.

### Kabellos – ohne Stolperfallen

Die Alarmübertragung von der Matratze auf das jeweilige Schwesternrufsystem (möglich für alle erhältlichen Systeme) funktioniert komplett kabellos. Weil keine Kabel im Zimmer, unter oder vor dem Bett herumliegen,

reduziert sich das Stolperisiko massiv. Zudem gehören herausgerissene Stecker und defekte Kabel zum grössten Teil der Vergangenheit an – was den Reparaturaufwand für den technischen Dienst reduziert.

### Hygienisch – ohne Mehraufwand

Auf Grund der in der Matratze integrierten Sensorik befinden sich keine «Fremdkörper» im – und rund um das Bett. Damit entfällt das mühsame Reinigen von Bodenmatten und weiteren externen Systemen. Der Reinigungsprozess entspricht dem einer ganz normalen Matratze.

### Schnellere Reaktionszeit für das Pflegepersonal

Dadurch, dass HOSPISOFT KOGNIMAT bereits reagiert, wenn der Patient / Bewohner nur schon im Begriff ist das Bett zu verlassen, kann die Pflege durch die schnellere Schwesternrufmeldung entscheidende und wertvolle Zeit gewinnen. Zudem ist sichergestellt, dass durch die extrem einfache Inbetriebnahme und Bedienung keine unnötigen Aufwände und Unsicherheiten beim Pflegepersonal entstehen. Weil die Bewegungsfreiheit auf der Matratze praktisch nicht eingeschränkt ist, bleibt die Mobilität der Bewohner erhalten und Fehlalarme werden auf ein Minimum reduziert. Ein einfacher «On / Off» Modus garantiert, dass alle anderen Pflegeprozesse in keiner Weise beeinträchtigt werden.

**Falls Sie Fragen haben, steht Ihnen das ganze OBA Team für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung. OBA AG, Auf dem Wolf 20, 4002 Basel, 061 317 93 00, info@oba.ch, www.oba.ch**



## Personenzentrierter Pflegeansatz

# Von A wie Artikulation bis Z wie Zero Option

«Dementia Care Mapping» heisst das Werkzeug, das Menschen mit Demenz jenseits der funktionalen Pflege zu einer guten Lebensqualität verhelfen soll. Irene Leu vom «Wirrgarten» in Basel ist die erste Ausbilderin dieser Methode in der Schweiz.

Von Daniel Ganzfried

«Obwohl die Probleme der Welt immer komplexer werden, bleiben die Lösungen beschämend einfach», sagt der Kalender-spruch zum heutigen Tag. Er hängt neben der gläsernen Eingangstür zum Atrium. So heisst die Begegnungs- und Betreuungsstätte für Demenzkranke und deren Angehörige der Stiftung Basler Wirrgarten. Im sonnenhellen Gruppenraum sitzen Menschen auf Stühlen im Kreis. Aller Augen fixieren eine jüngere Frau. Sie zeigt einfache Bewegungen. Einige machen sie ihr sofort nach, andere brauchen etwas länger.

Einfache Lösungen? Kein Spruch tönt falscher hier. Nichts ist einfach im Umgang mit Demenzkranken. Erst recht nicht, wo Betreuung mehr meint als die funktionalen Aufgaben der Pflege und Patienten als Individuen versteht mit grundlegend menschlichen Bedürfnissen nach Bindung, Angenommen-sein und Betätigung. Aber wie soll eine Betreuungsperson ermessen, was einem Menschen gut tut, der vielleicht schon vergessen hat, wer er ist, und oft kaum mehr verständlich äussern kann, was er will, was ihm Schmerzen bereitet oder Genuss, Trauer oder Freude? Ein Mensch, der sich oft keine Rechenschaft mehr ablegt über sein Verhalten und wie es auf andere wirkt? Kurz: Wie lässt sich das Wohlbefinden eines Patienten mit Demenz überhaupt bestimmen?

---

**Wie ermessen, was einem Menschen gut tut, der vielleicht schon vergessen hat, wer er ist.**

---

Vor solche Fragen sieht sich die 59-jährige Irene Leu gestellt, Gründerin und Geschäftsführerin der Stiftung Basler Wirrgarten, seit sie Ende der Achtzigerjahre zum ersten Mal mit dem noch neuen Gebiet der Demenzbetreuung in Berührung gekommen ist. Ihrer Suche nach Antworten ist inzwischen ein Werk entwachsen: Hier, geborgen in einem Hinterhof an der Hammerstrasse 156 im Quartier Kleinbasel, betreut sie zusammen mit ihrem mittlerweile gut achtköpfigen Team seit dem Jahr 2000 Demenzkranke in einer Tagesstätte. Hält Seminare ab für Angehörige. Berät Fachpersonen. Gibt ihre Expertise an externe Stellen weiter. Veranstaltet soziokulturelle Anlässe. Und fährt mit ihren Patienten sogar in die Ferien. Nach zehn Jahren hat das Atrium schon 20 000 Betreuungstage geleistet und bis heute weit über 1000 Angehörige begleitet. Dazu kommen Weiterbildungen, Anfragen und Veranstaltungen in Heimen, Wohngruppen und Spitexorganisationen in der ganzen Schweiz und dem Ausland sowie das ganze Jahr über zahlreiche öffentliche Tagungen.

### Die gibt nie auf. Die hat den Virus

Seit 2011 bietet Irene Leu im «Wirrgarten» auch das «Dementia Care Mapping» (DCM) an, ein Werkzeug mit wissenschaftlichem Anspruch, das die Qualität der Betreuung aus der Sicht der Patienten messen und Pflegeteams ein Instrumentarium in die Hand geben will, um die Betreuung auf systematischer Basis und dem einzelnen Patienten angepasst laufend zu verbessern (siehe Kasten auf Seite 42). DCM möglichst vielen Leuten zugänglich zu machen und im Gesundheitssystem der Schweiz zu verankern, ist Irene Leus neue Mission. Der Eifer, mit dem sie darüber Auskunft gibt, macht klar: Die gibt nie auf. Die hat den Virus. Wo hat sie sich wohl zum ersten Mal infiziert? Vielleicht Ende der Siebzigerjahre,



Irene Leu, Geschäftsführerin der Stiftung Wirrgarten in Basel, ist die erste Person in der Schweiz, die Dementia Care Mapping unterrichten darf. Fotos: Heiner Schmitt

als sie in Schaffhausen die Lehre als Psychiatrieschwester machte? Hier muss sie entdeckt haben, dass es für sie keinen Status quo geben kann in der Arbeit für das Wohl anderer Menschen, keine Ziele, die sie irgendwann erreicht haben würde, sondern dass das Streben ewig währt. Danach absolvierte sie eine Zusatzausbildung zur Gesundheitschwester. Der Wind der Reformen wehte durchs Land und verfrachtete sie an die damalige Universitäre Psychiatrische Klinik Friedmatt in Basel. Sie stürzte sich in Arbeitsgruppen für eine Neue Psychiatrie. Eine der Ideen hatte es ihr besonders angetan: Wohngruppen für psychisch Kranke. Irene Leu war dabei, als die revolutionäre Idee von Basel aus zum Durchbruch in der ganzen Schweiz ansetzte. Und als sie später in Allschwil BL als Gemeindepflegerin (später Spitex) arbeitete, brauchte sie nicht viele Stunden an den Lagern von Krebskranken zu verbringen, um zu merken, was auf dem Ge-

---

**Mit einer Spende aus dem Basler «Daig» konnte Irene Leu einfach einmal loslegen.**

---

biet der Hauspflege für sie Not tat. Ohne innezuhalten stürzte sie sich in den Aufbau eines Pikettdienstes, dank dem Sterbende nicht mehr ins Spital mussten, wenn sie eine Behandlung brauchten, die auch zuhause geleistet werden konnte.

#### **Schnellkurse in Demenzbetreuung für Zivilschützer**

Mitte der Achtzigerjahre wurde sie schwanger. Sie fand sich wieder vor den Aufgaben einer alleinerziehenden Mutter. Möglichst schnell musste eine Stelle ohne Nachtdienste her. So kam sie im Herbst 1989 in die Basler Memory Clinic. Gerade entstand die Schweizerische Alzheimervereinigung. Deren Basler Sektionen waren in die Memory Clinic integriert. Das Feld schien bereit für jemanden wie Irene Leu. Auch hier: Aufbauarbeit. Sie lancierte Angehörigengruppen, Seminare, Weiterbildungen von Pflegepersonal und organisierte damals schon Ferien für Menschen mit Demenz. Als Betreuer erhielt sie Zivilschützer zugeteilt, die sie mittels Schnellkurse in ihre Aufgaben einwies. Dies alles in einer Zeit, als in der Schweiz noch kaum jemand von Demenz sprach. Wie ein Schwamm sog sie Fachwissen in sich auf und gab es weiter. Hier verlangte eine Stationsverantwortliche nach Rat, da ein Pfleger nach ihrer Erfahrung, dort brauchte jemand ihre Expertise. Es verbreitete sich die Kunde: Da gibt es jemanden. Die versteht ihre Sache.

#### **Die Demenz sollte nicht im Begriff «Alter» untergehen**

1998 schrieb die Basler Kantonalbank zu ihrem 100-jährigen Bestehen einen Wettbewerb aus. «Ideen für Basel» waren gefragt. Irene Leu hatte eine: «Wir schaffen Basels Wirrgarten» hiess ihr Projekt. Gewachsen war es aus der Arbeit in einer Gruppe Angehöriger von Demenzkranken. Auch seinen Namen fand es hier: «Es kamen Vorschläge wie «Im Schärme» oder «Abendrot». Das wollte ich nicht. Vielmehr ging es mir darum, schon im Namen darauf hinzuweisen, dass es etwas für Demenzbetroffene sein soll. Die Verwirrtheit sollte im Mittelpunkt stehen, nicht einfach das Alter. Immer hat mich gestört, wenn die Demenz einfach im Begriff «Alter» unterging. So kamen wir auf «Wirrgarten.» Ihr Projekt kam nicht in die Kränze. Aber es fand in der aufkeimenden Sensibilisierung für das Thema dennoch Beachtung in Fachpublikationen, Zeitungen und Zeitschriften. «Statt das Bestehende zu kritisieren, habe ich so die Gelegenheit genutzt, konstruktiv zu beschreiben, was ich für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen sinnvoll und machbar finde, wie sie betreut und begleitet werden sollten, ohne die Krankheit wegzusedieren.» Dann geschah etwas, «was eben nur in Basel möglich ist»: Sabine Duschmalé, Spross einer

der nobelsten Familien der Stadt, aus dem sogenannten «Daig», ermöglichte mit einer Spende, dass Irene Leu «einfach loslegen» und schon 1999 die Geburt der Stiftung Basler Wirrgarten feiern konnte.

Irene Leu wusste längst, dass bei der Betreuung von Demenzkranken wenig gesicherter Boden, sondern meist Neuland betreten wird. Auf eine klare Erkenntnis aus eigener Erfahrung

aber wollte sie sich stützen: «Menschen mit Demenz vegetieren nicht. Auch wenn sie all ihre Fähigkeiten verloren haben und nicht mehr gehen und stehen können; auch wenn sie bettlägerig sind, ist es noch möglich, Kontakt aufzunehmen, >>

zu halten und ihnen Wohlbehagen zu vermitteln.» Danach richtete sie ihr Wirken aus und verlangte dasselbe auch von ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, als sie am 6. Januar 2000 die Begegnungsstätte Atrium eröffnete. Schnell erkannte sie auch, «wie viel Begleitung und Anleitung wir Betreuenden selber brauchen, um unsere Arbeit gut zu machen. Um zu erkennen, wie viel vom Verhalten der Betroffenen von uns selber abhängt. Wie stark wir uns selber als Personen einbringen und uns deshalb selber spiegeln und hinterfragen müssen. Nur so können wir auch unser Gegenüber, die Patientinnen und Patienten, als Personen wahrnehmen, als Menschen in ihrer Würde, ihren Bedürfnissen, im Hoffen und Bangen.»

## Das Verhalten während acht Stunden beobachten

Dementia Care Mapping (DCM) bedeutet eine teilnehmende, strukturierte Beobachtung von Menschen mit Demenz. Sie misst in fünfminütigen Zeitabschnitten, gesammelt während sechs bis acht Stunden, das Verhalten von Demenzbetroffenen und den dazugehörigen Grad an Affekt und Kontakt. Die Evaluation erlaubt es der Beobachterin, eine Einschätzung des Grades an «relativem Wohlbefinden» oder «Unwohlsein» der Personen mit Demenz vorzunehmen. Dieses Vorgehen ermöglicht, die Qualität der Interaktionen zwischen Pflegenden und Gepflegten aufzuzeigen. DCM ist ein Instrument, Pflegepersonen und Pflgeteams dabei zu helfen, sich bei der Beurteilung der Lebensqualität in die Demenzbetroffenen hineinzusetzen. Es fördert den Lernprozess in personenzentrierter Haltung, die Teamentwicklung in der Praxis und damit die Lebensqualität von Menschen mit Demenz. Daraus resultiert auch eine hohe Arbeitszufriedenheit der Pflegenden.

### Für wen ist eine DCM-Ausbildung geeignet?

Für Personen, die in einem praktischem Bezug zur Demenzpflege und -betreuung stehen.

### Wie viel Zeit nimmt eine DCM-Ausbildung in Anspruch?

Der Basiskurs dauert drei Tage (ab 2015 vier Tage). Danach sollte das Erlernte mindestens ein halbes Jahr lang in einer geeigneten Institution geübt werden können.

### Welche Voraussetzungen braucht die DCM-Ausbildung?

Die Teilnahme am Advanced-Kurs setzt mindestens 60 Stunden Mapping-Erfahrung voraus. Er wird an der Universität Witten/Herdecke im deutschen Bundesland Nordrhein Westfalen absolviert oder an der englischen Ursprungsuniversität Bradford und wird mit einer Hausarbeit (Evaluator) abgeschlossen. Sie entspricht etwa dem Master an einer Fachhochschule. Zusätzlich müssen noch einmal 60 Stunden Mapping vorgewiesen werden. Für die ganze berufsbegleitende Ausbildung sollten inklusive Lektüre drei Jahre einberechnet werden.

[www.careum-weiterbildung.ch](http://www.careum-weiterbildung.ch)

«Was wir in unserer Tagesstätte vermitteln wollten, nannte ich Nähe, Ruhe, Sicherheit und Geborgenheit.» Irgendwann stiess Irene Leu auf den personenzentrierten Ansatz des englischen Psychogerontologen Tom Kitwood (1937 bis 1998). Er setzte voraus, dass es jenseits der rein funktionalen Pflege darum gehen müsse, mit der Demenz leben zu lernen und den Betroffenen und ihren Angehörigen zu einer guten Lebensqualität zu verhelfen. Neue Instrumente, messbare Kriterien mussten her. Kitwood entwickelte das «Dementia Care Mapping». Es beansprucht, Pflegequalität aus der Sicht von Patienten und Angehörigen objektiv messen und den Pflegenden mit einem systematisierten Verfahren konstruktiv Rückmeldungen und Handlungsoptionen vermitteln zu können, um die Qualität ihrer Arbeit laufend zu verbessern und so wesentlich zu einer grösseren Zufriedenheit und zu mehr Zusammenhalt im Team beizutragen. Irene Leu fasst es in einem Satz von Kitwood zusammen: «Die personenzentrierte Methode ist der ernsthafte Versuch, unter Anwendung einer Kombination aus Empathie und Beobachtungsgabe den Standpunkt der Person mit Demenz einzunehmen.»

### DCM misst die Wirkung der Pflege

Seit 2005 beschäftigt sich Irene Leu mit dieser Methode. Ihre Grundlage ist ein jeweils bis zu achtstündiges Beobachten («Mappen») der einzelnen Patienten einer Gruppe, deren Verhalten während dieser Zeit auf einem Raster festgehalten wird. Die Methode kennt 23 Verhaltenskategorien: von A wie Artikulation (mit anderen interagieren ohne erkennbare Aktivität) über Y wie Yourself (Interaktion in Abwesenheit eines beobachtbaren Objekts oder einer Person) bis zu Z wie Zero Option (Verhalten passt in keine der vorhandenen Kategorien) und misst die Wirkung der Pflege in den Bereichen Geborgenheit und Wohlbehagen, Identität, Bindung, Betätigung und Einbeziehung. Die «mappende» Person erfasst ihre Beobachtungen und gibt sie im letzten, wichtigsten Schritt an das Team als Feedback zurück. Jetzt liegt es an den Pflegenden, Verbesserungen anzupacken und gemeinsame Ziele zu bestimmen. Hier erlebt Irene Leu den herausforderndsten Teil ihrer Aufgabe. Denn oft geht es nicht ohne schmerzhaft Konflikte für das Personal und die Führungskräfte. Leu hält ihnen einen Spiegel vor. Ungeschönt, in klaren Konturen, mit Verbesserungsvorschlägen. Für nichts anderes wird sie geholt. «Ich muss mich jeweils mit Mut und Stärke wappnen, damit ich die schwierigen Punkte empathisch ansprechen kann», schildert sie die Stunden der Vorbereitung auf diese Sitzungen, die sie zum Beispiel mit den Worten eröffnet: «Bei der personalen Pflege braucht es uns als ganze Menschen. Es braucht unser Wissen und praktisches Geschick, aber auch unser Herz und unsere Anteilnahme, wenn wir das relative Wohlbefinden der Menschen mit Demenz anstreben.» Das Ziel von DCM sei es, das Haus als Ganzes zu befähigen, personale Pflege zu leisten.

### Kontakt vermitteln, ohne zu überfordern

Beschreibt Leu dem Pflgeteam in einem Heim ihre Beobachtungen eines Patienten, tönt es beispielsweise so: «Die Wertung weist ein bescheidenes Potenzial für Kontakt auf. Was auch darauf hinweist, dass er zu wenig angesprochen und kaum zu Aktivitäten aufgemuntert wird. Ich frage Sie, wie können Sie



Für Irene Leu gibt es keinen Status quo in der Arbeit für das Wohl anderer Menschen.

diesem Patienten mehr Kontakt vermitteln, ohne ihn zu überfordern?» Sofort reagiert die Gruppenleiterin im Namen aller: «Das ist unmöglich. Die meisten Patienten sind zufrieden in diesem Zustand. Wir haben schon alles versucht. Ausflüge, Spiele, Singen. Aber die Patienten lehnen unsere Vorschläge ab. Jedenfalls wenn sie noch sprechen können.» Irene Leu antwortet: «Demenz Betroffene geben häufig ablehnende Antworten, weil sie das Angebot überfordert und weil es ihnen Furcht einflößt. Manchmal ist es günstiger, wenn das Personal fürsorgend und bestimmend agiert und die Betroffenen freundlich aber bestimmt mitnimmt.»

Bei einer Patientin hält Leu fest, dass sie erwartungsvoll schaut, wenn sich ihr jemand nähert. «Pfleger gehen aber oft achtlos an ihr vorbei und erkennen ihr Bedürfnis nach Kontakt nicht.» Die Pflegenden erzählen, diese Frau habe teilweise aggressiv und ungehalten auf motivierende Ansprache reagiert. Jetzt würde man ihr mit Zurückhaltung begegnen. Darauf fragt Irene Leu nach, ob das Personal schon festgestellt habe, womit die

---

**Es verbreitete sich die Kunde: Da gibt es jemanden. Die versteht etwas von der Sache.**

---

Frau früher beschäftigt war, was sie zu Hause gerne machte. Und erfährt, dass es über die Patientin keine Biografie-Erhebung gibt. Dem Personal fehlte bis jetzt schlicht die Zeit dazu. Der Rat von Irene Leu: «Vielleicht sollten Sie der Frau zusehen, sie mitnehmen, mit ihr singen oder versuchen zu spielen. So könnten Sie nach und nach herausfinden, was sie gerne tut, und was ihre Bedürfnisse sind.» Die Anwesenden einigen sich darauf, bei der Tochter nachzufragen.

So nimmt Irene Leu die Beobachtungsbogen vom ersten bis zum letzten Patienten durch. Zu jedem händigt sie die individuelle Zusammenfassung aus und erklärt die Daten. Es folgen der Bericht zum Tagesverlauf und die Schlussdiskussion, an

der die Personalknappheit im Vordergrund steht. Sie verhindert, dass die Ansprüche der personalen Pflege bei jedem Patienten mit einer 1:1-Betreuung umgesetzt werden könnten, sagt der Heimleiter. Irene Leu gibt ihm zu bedenken, dass zwischen einer 1:1-Betreuung und Vernachlässigung, wie sie es in manchen Punkten festgestellt habe, immer Nuancen lägen. Leu erreicht schliesslich, dass sich die Mitarbeiter des Heims mit ihrem Leiter auf einige umsetzbare Aspekte einigen, um die personale Pflege zu verbessern. Darunter: Essenszeiten besser organisieren, Rituale und Gruppenaktivitäten einführen, nicht mehr untereinander vor einem Patienten über ihn sprechen. Ausserdem vereinbart man, dass Irene Leu dem Haus in einem halben Jahr wieder einen DCM-Besuch abstattet. Unterdessen soll sich eine Arbeitsgruppe mit den vereinbarten Massnahmen beschäftigen und sie in einen Handlungsplan einbauen.

#### **Noch bleibt ein weiter Weg zu gehen**

2011 hat Irene Leu die DCM-Ausbildung (Grundkurs, Advanced User und Evaluator) erfolgreich abgeschlossen. Sie ist die erste Person in der Schweiz, die von der Universität Bradford, an der Tom Kitwood lehrte, ein Zertifikat besitzt. Damit darf sie andere Menschen im Gebrauch dieses Werkzeugs unterrichten. «Bis sich DCM als nationaler, verbindlicher Standard durchgesetzt hat und auch Fachhochschulen die Ausbildung anbieten, die heute erst an der privaten Weiterbildungsstätte Careum in Aarau möglich ist, bleibt noch ein weiter Weg zu gehen», schliesst sie das Gespräch und steht auf, als wolle sie ein erstes Stück in Angriff nehmen. ●

---

#### **Links und Informationen:**

[www.dcm-deutschland.de](http://www.dcm-deutschland.de)  
[www.careum-weiterbildung.ch](http://www.careum-weiterbildung.ch)  
[www.wirrgarten.ch](http://www.wirrgarten.ch)

---

## Institutionsleitung und Mittleres Management

Einstieg in die Modullehrgänge jederzeit möglich!

**Agogis Weiterbildung**  
Röntgenstrasse 16 · Postfach · 8031 Zürich  
Tel. 043 366 71 40  
weiterbildung@agogis.ch · www.agogis.ch



### Notrufsysteme für Alters- und Pflegeheime

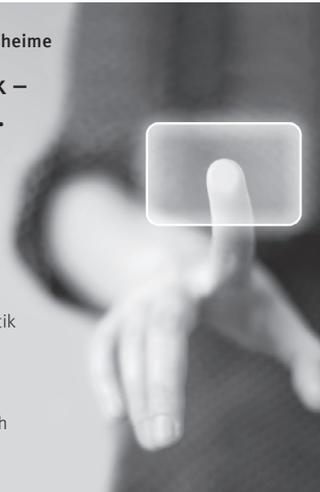
**Sicherheit auf Knopfdruck –  
rasch und kosteneffizient.**



Mit dem Smartphone  
direkt zum Movie  
«Schutzengel auf  
Knopfdruck»



AEK Elektro AG | Telematik  
Dammstrasse 12  
4500 Solothurn  
Telefon 032 624 86 86  
telematik@aekelektro.ch  
www.aek.ch



## Konsequent praxisorientiert: MAS/DAS/CAS FH in GERIATRIC CARE

**berufsbegleitend  
modular  
fundiert**

Die geriatrische Fachpflege wird immer wichtiger. Fachpersonen mit umfangreichem und aktuellem Wissen in Geriatrie/Gerontologie werden benötigt, um den demografischen Herausforderungen zu begegnen. Situationen von alten Menschen umfassend einschätzen und relevante Konzepte umsetzen zu können, gehören zu den wichtigen Aufgaben.

Der berufsbegleitende MAS Studiengang in Geriatric Care dauert mindestens 2 Jahre. Die Module können auch einzeln besucht werden.

**Der Studienstart ist jederzeit möglich.**

**Termine für Info-Anlässe: [www.kalaidos-gesundheit.ch](http://www.kalaidos-gesundheit.ch)**

Kalaidos Fachhochschule Gesundheit  
Careum Campus, Pestalozzistrasse 5  
8032 Zürich, Tel. 043 222 63 00  
elke.steudter@kalaidos-fh.ch



**Kalaidos  
Fachhochschule  
Schweiz**

Die Hochschule für Berufstätige.

KAL0137

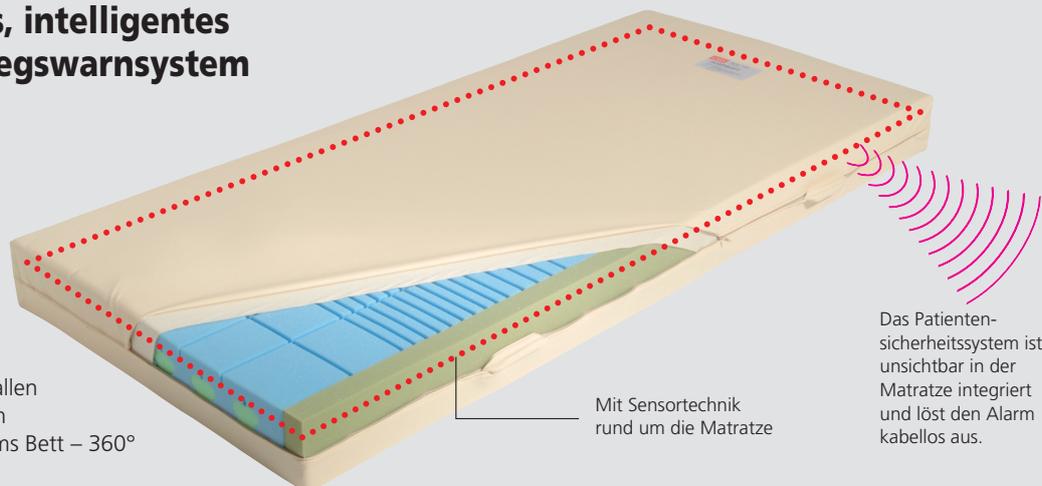
Eidgenössisch akkreditierte und  
beaufsichtigte Fachhochschule

# KOGNIMAT



## Kabelloses, intelligentes Betausstiegswarnsystem

- Kabellos
- Keine Stolperfallen
- Sehr hygienisch
- Schutz rund ums Bett – 360°
- Unsichtbar
- Schnelle Reaktionszeit



Mit Sensortechnik  
rund um die Matratze

Das Patientensicherheitsystem ist unsichtbar in der Matratze integriert und löst den Alarm kabellos aus.

OBA AG  
Auf dem Wolf 20  
CH-4002 Basel

Matratzen- und  
Polstermöbelfabrik  
Bettwaren · Spitalbedarf

T +41 61 317 93 00  
F +41 61 317 93 01  
[www.oba.ch](http://www.oba.ch) · [info@oba.ch](mailto:info@oba.ch)

Ein kanadischer Spielfilm hat Sexualität von Menschen mit Behinderung zum Thema

## Eine Liebe mit Wenn und Aber

Der Film «Gabrielle» erzählt von einer jungen Frau, die für ein eigenes Leben kämpft. Ihr Handicap: Eine geistige Beeinträchtigung. Die Hauptdarstellerin Gabrielle Marion-Rivard leidet selbst unter dem William-Beuren-Syndrom.

Von Urs Tremp

Wenn Gabrielle singt, ist sie ganz bei sich. So wie viele Menschen mit dem William-Beuren-Syndrom ist sie musikalisch begabt. Wenn sie von «jenem Abend» singt, an dem «wir uns ohne Worte küssten» und «die Welt um uns herum hätte untergehen können», ist sie auch bei Martin, der mit ihr im Chor «Les Muses de Montréal» mitmacht und für den sie zarte Gefühle hegt.

Gabrielle ist 22. Und Liebe schliesst für sie Sexualität mit ein. Da stören Beaufsichtigung und dauernde Kontrolle. Sie will raus aus dem Wohnheim in eine eigene Wohnung. Sie möchte Kinder. Sie möchte ganz normal leben.

Das ist nicht so einfach. Das William-Beuren-Syndrom schränkt die kognitiven Fähigkeiten ein. Die Menschen vergessen Verpflichtungen, verpassen Termine, können die Folgen ihres Handelns nicht abschätzen. Zudem leidet Gabrielle typischerweise an Diabetes. So liebevoll Betreuerinnen, Betreuer und ihre Schwester Sophie mit ihr umgehen: Sie wissen, Gabrielle braucht Fürsorge, ein eigenständiges Leben wird ein Traum bleiben.

### Eine unaufgeregte erzählte Geschichte

Doch auf die Liebe muss Gabrielle nicht verzichten. Davon erzählt der Spielfilm «Gabrielle» der kanadischen Regisseu-



Gabrielle (Gabrielle Marion-Rivard) mit Chorleiter Rémi (Vincent-Guillaume Otis): Proben für den grossen Auftritt.

rin Louise Archambault. Die Hauptrolle hat sie mit Gabrielle Marion-Rivard besetzt, die selbst am William-Beuren-Syndrom leidet. Auch den Chor «Les Muses de Montréal» gibt es wirklich. Um ihn herum hat Archambault den Film aufgebaut. Die «Musen» proben für einen ganz grossen Auftritt – für ein Konzert mit dem kanadischen Star Robert Charlebois. Mit viel Geduld übt der musikalische Leiter Rémi (Vincent-Guillaume Otis) mit den Musen, auch wenn die grosse Sache zuweilen zu scheitern droht. Die Liebe von Gabrielle und Martin (Alexandre Landry; er ist Schauspieler und hat im wirklichen Leben keine geistige Einschränkung) hat Auswirkungen auch auf das Gefüge des Chors.

Archambaults Film zeigt die Geschichte von Gabrielle und Martin ganz unaufgeregert. Man sieht eine junge Frau, die für ihre Eigenständigkeit kämpft. Und man sieht ihre Umge-

bung, die das Beste für die junge Frau will, aber nicht immer weiss, was denn das Beste ist. Ihre Schwester Sophie ist hin und her gerissen zwischen der Fürsorge für Gabrielle und der Liebe zu ihrem Freund, der gerne möchte, dass sie ihm ins ferne Indien folgt. Gabrielle erfährt in der Beziehung mit der Schwester, dass die eigene Freiheit immer auch die Freiheit des anderen ein-

schliesst. Eine der rührendsten Szenen des Films zeigt die Schwestern, wie sie voneinander Abschied nehmen, bevor das Taxi Sophie zum Flughafen bringt.

### Ausbrüche erleben, um das Leben zu erfahren

Anders als Sophie wird Gabrielle in ihrem Leben nie alleine auf Reisen gehen oder alleine wohnen können. Das frustriert sie zuweilen. Doch sie kämpft. Wenn sie in der Stadt Martin sucht, der von seiner Mutter wegen der Liebe zu Gabrielle vom Chor ferngehalten wird, dann erzählt der Film von Gabrielles Ausbrüchen aus dem betreuten Alltag. So gefährlich diese Ausbrüche werden können – auch das zeigt der Film: Gabrielle will sie erleben, um lebendig zu sein.

Der Film «Gabrielle» erhebt nie den Zeigefinger. Dass «Les Muses de Montréal» am Schluss tatsächlich auf der grossen Showbühne stehen und von einem riesigen Publikum bejubelt werden, ist ein schönes Happy End des Films. Was das Publikum des Festivals nicht weiss und die Chormitglieder wohl auch nur ahnen, als Martin und Gabrielle mit Verspätung, aber gerade noch rechtzeitig auf der Bühne erscheinen: Die beiden Verliebten hatten im lauten Festivalgetümmel einen stillen Ort für sich und die Liebe gefunden. ●

«Gabrielle», Film von Louise Archambault, Kanada 2013, 104 Minuten, ab 26. Juni im Kino.

## Reinigung in Heimen

# Mehr als ein bisschen Putzen

**Der Mensch mag es gerne sauber. Zu Hause hantieren wir mit Eimer und Putzlappen, in Heimen und Institutionen hingegen sind professionelle Reinigungskonzepte gefragt. Ein Augenschein.**

Von Irène Dietschi

Rot für die Toilette, Gelb für Spiegel, Lavabo und Plättli, Blau für das Mobiliar und Grün für die Küche: So lautet das Vier-Farben-System auf einem professionellen Putzwagen. «Jeder Einsatzbereich hat seine Farbe, und nie würde eine Reinigungsfachfrau einen roten Lappen, mit dem sie vorher die WC-Schüssel geputzt hat, anschliessend für die Dusche benutzen», erklärt Jolanda Plüss, Inhaberin der Firma Eiholzer Gebäude-Management AG in Starrkirch-Wil bei Olten. Plüss führt das Reinigungsunternehmen mit 400 Mitarbeitenden in zweiter Generation. Sie ist eidgenössisch diplomierte Gebäudereinigerin, und mit diesem Rucksack weiss sie, wovon sie spricht: «Reinigung ist mehr als ein bisschen Putzen.» Das gilt ganz besonders auch bei der Reinigung in Altersheimen, wo neben erhöhten hygienischen Ansprüchen auch soziale Kompetenzen eine Rolle spielen.

### Mechanik, Chemie, Einwirkzeit und Temperatur

Reinigung ist heute ein Fachgebiet mit viel Know-how. Genügten früher Schmierseife und Scheuerbürste, um Sauberkeit herzustellen, steht heute eine Fülle an Materialien und Techniken zur Verfügung. Bei der Schmutzentfernung spielt ein Mix aus vier Faktoren zusammen: die Mechanik (Lappen, Mopps, Bürsten, Pads); die richtige Chemie (Alkalien, Säuren, Kalkentferner, Des-

infektionsmittel); genügend Einwirkzeit der Lösungsmittel; sowie die Temperatur. Reinigung hat den Anspruch, ein Gebäude innen und aussen sauber und hygienisch zu erhalten. «Darüber hinaus sorgt sie auch für die Werterhaltung oder stellt die Anforderungen sicher, die an Räume und Einrichtungen gestellt werden», so Jolanda Plüss. Nicht zuletzt erzielt das Reinigen auch die gewünschte Optik: Jeder Mensch mag es, wenn seine Umgebung sauber aussieht und ausserdem gut riecht.

Was in den eigenen vier Wänden der Fall ist, gilt erst recht in Heimen. Hier gibt es neben den privaten Zimmern auch öffentliche Räume. Deren Sauberkeit ist sozusagen die Visitenkarte einer Institution. Eine gut gereinigte Cafeteria lädt zum Konsumieren und Verweilen ein; Tische voller Krümel und Kaffeeringe hingegen hinterlassen Spuren am Ruf einer Institution. Auch bei anderen Räumen wie WCs, Fitnessraum oder Korridoren muss damit gerechnet werden, dass Nichtbewohner sie betreten und womöglich das ganze Heim nach diesen äusserlichen Eindrücken taxieren. Wie handhaben die Heime hierzu-

lande die Reinigung? Wer putzt unter wessen Aufsicht, und wie oft?

Augenschein im «Lindenhof» in Oftringen, Kanton Aargau. Zum Alterszentrum gehören 78 Einzelzimmer, die alle mit Dusche und Toilette ausgestattet sind, sowie 33 Zweieinhalb- und Eineinhalb-Zimmerwohnungen. Anders als so manches Alters- und Pflegeheim hat der «Lindenhof» die Reinigung nicht an externe

Dienstleister ausgelagert, sondern beschäftigt eine eigene Reinigungsequipe. Das Reinigen ist, genauso wie die Wäsche, die Küche und die Restauration eine hauswirtschaftliche Dienstleistung. «Wir reinigen vormittags, im Gleichtakt mit der Pflege», erklärt Cornelia Nadig, Leiterin Hauswirtschaft im Lindenhof. So hätten die Bewohnerinnen und Bewohner anschliessend ihre Ruhe, um den Nachmittag ungestört zu verbringen.

**Neben erhöhten hygienischen Ansprüchen spielen auch soziale Kompetenzen eine Rolle.**



Sauberkeit und Hygiene heute: Der auf der Putzstation in einer bestimmten Dosierung angefeuchtete Mikrofaserlappen wird für eine definierte Fläche verwendet.

Foto: Martin Glauser

Das Reinigungsteam besteht aus zehn Personen, und gereinigt wird jeden Tag, samstags und sonntags mit reduziertem Personal. An den Wochentagen sind je zwei Reinigungsfrauen täglich auf den drei Abteilungen des Hauses unterwegs. Zwei sind für die öffentlichen Räume zuständig, also für Büros, Physiotherapie, die hauseigene Kindertagesstätte, Speisesaal, Coiffeursaloon und Podologie. Ein weiteres Zweierteam reinigt in den Wohnungen. Cornelia Nadig legt Wert darauf, dass immer die gleichen Teams Zimmer und Wohnungen reinigen; selbst während Ferienabsenzen ist sie bestrebt, eine personelle Kontinuität zu gewährleisten.

Warum das so ist, erklärt Beatrice Meier, zuständig für die Dienstleistungen im «Lindenhof»: «Die Reinigungsequipe dringt stark in die Privatsphäre der Bewohnerinnen und Bewohner ein, was eine gewisse Vertrautheit voraussetzt.» Gerade für Personen mit Demenz sei es wichtig, dass sie von vertrauten Gesichtern umgeben seien. Würden immer wieder Fremde ihre Räume betreten, wären Demenzerkrankte schnell überfordert. Von den Reinigungsleuten ihrerseits wird erwartet, dass sie nicht nur für keimarme Oberflächen und blitzsaubere Armaturen sorgen, sondern auf die Bewohnerinnen und Bewohner ein Stück weit eingehen. Eine Begrüssung, ein paar nette Worte – das setzt bei den meist ungelerten Mitarbeiterinnen, viele von ihnen mit Migrationshintergrund, eine soziale Ader voraus. «Und Deutschkenntnisse», betont Cornelia Nadig. Sie wie auch Beatrice Meier sind überzeugt, dass diese Sozialkompetenz nicht der Lindenhof-Philosophie entsprechend gewährleistet wäre,

**Jedes Heim legt punkto Sauberkeit und Hygiene einen eigenen Standard fest.**

täglich. Im Ausgussraum hält die Hauswirtschaft wöchentlich das Äussere der Schränke sauber. Das Innere der Schränke übernimmt die Pflege im Monatstakt. Und so weiter. Die Hauptaufteilung zwischen Hauswirtschaft und Pflege erklärt Cornelia Nadig so: «Wir kümmern uns um alles vom Patienten, die Pflege erledigt alles am Patienten.»

#### Keine Hygienevorschriften von den Behörden

Kein Zweifel: Sauberkeit und Hygiene werden im «Lindenhof» grossgeschrieben – auch, um die Übertragung von Krankheitserregern möglichst einzudämmen. Zum Konzept tragen die vielen Spender mit Desinfektionsmittel bei, die allenthalben anzutreffen sind. «Diesbezüglich ziehen viele Heime mit den Spitälern gleich», sagt Cornelia Nadig. Schreiben die Behörden dies vor? Gibt es Anweisungen von Bund und Kantonen, wie die Sauberkeit und Hygiene ausserhalb der Küche zu handhaben sind? Erstaunlicherweise nicht. «Jedes Heim legt punkto Reinigung einen eigenen Standard fest», sagt Beatrice Meier. Um mit der Entwicklung Schritt zu halten, informiere man sich immer wieder bei den Vertretern der Reinigungsmittellieferanten. Auch die Lernenden

im Lindenhof, also angehende Fachfrauen/Fachmänner Hauswirtschaft, brächten während ihrer dreijährigen Ausbildung immer wieder neue Impulse in den Betrieb.

Solche Impulse liefert zum Beispiel die Firma Honegger AG. Die 1948 gegründete Firma ist einer der grossen Anbieter von Gebäudedienstleistungen hierzulande, mit 24 Niederlassungen in der ganzen Schweiz, 6000 Mitarbeitenden und einem Jahres-

wenn die Reinigung an ein auswärtiges Unternehmen outgesourct würde.

Eine wesentliche Rolle für den Arbeitsalltag spielt das sogenannte Schnittstellenpapier. In diesem Dokument ist auf sieben Seiten minutiös festgehalten, wer für welche Aufgaben zuständig ist – ob technischer Dienst, Hauswirtschaft (Reinigung), Pflege oder Küche. Wer reinigt die Böden in den Patientenzimmern? Die Hauswirtschaft, täglich. Wer hält die Bettseitengitter und den Galgen mit Handgriff sauber? Die Pflege, wöchentlich. Blumen innen: Pflege, zweimal wöchentlich. Blumen auf den Balkonen: Hauswirtschaft, nach Bedarf. Für das Reinigen und Desinfizieren der Türgriffe ist die Hauswirtschaft zuständig, wegen der Keime täglich. Zeitungen und PET-Flaschen entsorgt die Pflege, ebenfalls

>>

umsatz von 150 Millionen Franken. Honegger ist unter anderem auf die Reinigung «sensibler Bereiche» spezialisiert, also von Spitälern, Pflegeeinrichtungen und Altersheimen. Das Outsourcing der Reinigung liegt im Trend, hauptsächlich aus Kostengründen, aber auch, weil externe Unternehmen sich in vielen Bereichen spezialisiert haben und dadurch professioneller arbeiten können.

Am Hauptsitz von Honegger in Köniz bei Bern erläutern die Betriebsökonomin Rahel Rohrbach, Key Account Managerin, und Brigitte Schori, Implementierungs- und Support-Verantwortliche, die neusten Trends. Eine grundsätzliche Erkenntnis: Der klassische Putzeimer mit Wasser und Spaghettimopp oder Bodenlappen hat – vor allem in den «sensiblen Bereichen» – praktisch ausgedient. «Heute wird mit vorbefeuchteten Systemen gearbeitet», sagt Rahel Rohrbach. Das bedeutet: Mopps oder Mikrofaserlappen werden auf der Putzstation in einer bestimmten Dosierung angefeuchtet und anschliessend für vordefinierte Flächen verwendet. So wird Schmutz nicht einfach «verteilt», sondern effektiv und nachhaltig entfernt. Honegger investiert laufend in die Entwicklung hochwirksamer Mikrofaser-Textilien, einerseits um den Einsatz von Chemie zu reduzieren, aber auch um die Effizienz der Reinigungszeit zu steigern. Neuerdings gelangen Reinigungstextilien fix fertig präpariert an die Einsatzorte. Konkret: «Die Wischbezüge wer-

den bereits in der Waschmaschine mit der richtigen Menge an Chemie – sogenannten Tensiden – ausgerüstet und sind sofort wieder einsetzbar», so Brigitte Schori. Getrocknet lassen sich die Textilien über eine längere Zeit ohne Keimbildung lagern. Die Tenside entfalten auch zu einem späteren Zeitpunkt ihre volle Wirkung, sobald sie mit Wasser in Kontakt kommen.

#### Es lohnt sich, eingeschliffene Prozesse zu durchleuchten

Ein Reinigungskonzept besteht aber nicht nur aus den richtigen Geräten und Materialien, sondern noch aus vielen anderen Faktoren. Brigitte Schori erläutert dies anhand eines Projekts, bei dem sie kürzlich die Reinigung einer Gruppe von Altersheimen evaluiert und die Geschäftsleitung beraten hat. Der Auftrag begann bei einer Analyse der Reinigungsqualität und des eingesetzten Personals, erfasste auch die Schnittstellen zu anderen Bereichen und erstreckte sich in einem Folgeprojekt auf die gesamte Hauswirtschaft. Neu werden in diesen Heimen nun Mischteams gebildet: Für die Unterhaltsreinigung beschäftigen die Heime nach wie vor eigene Angestellte. Die Teamleitungen vor Ort hingegen stellt Honegger. Für die Institutionen lohne es sich, ihre eingeschliffenen Prozesse hin und wieder kritisch zu durchleuchten und sich für neue Lösungen zu öffnen, meint Brigitte Schori. «Vom Input eines externen Dienstleisters können Heime nur profitieren.» ●

Anzeige



Heute starten –  
morgen führen.

Sie wollen im Gesundheitswesen eine Führungsposition wahrnehmen? Unsere stufengerechten Ausbildungen bereiten Sie sorgfältig und ganzheitlich darauf vor. Erweitern Sie mit einem anerkannten Abschluss Ihre Handlungskompetenz im persönlichen, sozialen und managementbezogenen Bereich.

wittlin stauffer  
Unternehmensberatung und Managementausbildung  
Schmelzbergstrasse 55  
8044 Zürich

Telefon 044 262 12 86  
info@wittlin-stauffer.ch  
www.wittlin-stauffer.ch





## COMUNITAS

**Comunitas Vorsorgestiftung**  
Bernastrasse 8  
3000 Bern 6  
Telefon 031 350 59 59  
www.comunitas.ch



**Jetzt für später vorsorgen.**  
Mit Vorsorgelösungen à la carte.

## Die andere Sicht – Bunte Hunde

### Drei Kleinwüchsige im Ausgang – das ist auch für sie selbst ungewohnt

Von Tom Shakespeare

Letztes kam meine Tochter mit ihrem Freund übers Wochenende zu Besuch. Meine Partnerin und ich führten sie aus. Es war ein ganz gewöhnliches Familientreffen. Nur dass zu dieser Gruppe drei kleinwüchsige Menschen gehörten, von denen ausserdem einer einen Rollstuhl benutzte. Was zugegebenermassen ein ziemlich ungewohnter Anblick war.

Meine durchschnittlich grosse Freundin hat sich inzwischen daran gewöhnt, dass wir von Fremden angestarrt werden, und für mich ist es so normal, dass ich in der Regel einfach darüber hinwegsehe. Nur selten bin ich mit einem anderen Zwerg unterwegs – oder gar mit zwei anderen Zwergen! Ich fühlte mich plötzlich wie ein bunter Hund. Viele Leute starrten uns an, kicherten oder liessen Bemerkungen fallen.

Ich fragte meine Tochter, wie es ihr und ihrem Freund damit gehe. Sie bestätigte, dass sie, wenn sie als Paar ausgingen, viel mehr Aufmerksamkeit erregten als allein. Manche Leute fänden sie zum Lachen, während andere scheinbar mitfühlend bemerkten, was für ein Glück es sein müsse, einen passenden Partner gefunden zu haben.

Beim Anblick unserer Vierergruppe dachten manche, der Freund meiner Tochter sei mein Sohn. Und umgekehrt glauben die Leute oft, meine Partnerin müsse meine Schwester oder meine Betreuerin sein. Nichtbehinderte finden es oft ungewöhnlich, dass Behinderte

ein ganz normales Leben führen, mit Familie und Karriere und allem. Weil wir anders aussehen, wird automatisch angenommen, wir müssten uns auch in anderer Hinsicht unterscheiden.

Wegen der unerwünschten Aufmerksamkeit vermeiden es manche kleinwüchsigen Menschen, anderen Kleinwüchsigen zu begegnen. Sie schauen weg oder wechseln die Strassenseite. Eine andere Person mit derselben Behinderung zu treffen, erinnert einen daran, wie man in den Augen eines Fremden aussieht. Und genauso fühlte es sich an, als ich mit meiner Tochter und ihrem Freund unterwegs war. Ich war mir meiner Andersheit bewusst, als sei es das erste Mal.

---

Tom Shakespeare ist Soziologe; diese Kolumne erschien zuerst in der Februar-Ausgabe von «NZZ Folio».

---

## Alter

### Exit verstärkt Engagement

An der Generalversammlung vom 24. Mai hat die Sterbehilfeorganisation Exit die Vereinsstatuten um den Passus «Exit engagiert sich für den Altersfreitod» ergänzt. Der «wohlüberlegte Bilanzsuizid von Hochbetagten» sei ein steigendes Bedürfnis. Exit will verstärkt informieren und allenfalls politisch aktiv werden. Schon heute wendet der Verein jährlich über eine halbe Million Franken für Kommunikation auf.

## Pflege

### Neuer Lehrgang in Zug

Der Kanton Zug bietet Quereinsteigern und Wiedereinsteigerinnen, die beim Schweizerischen Roten Kreuz eine Ausbildung als Pflegehelfer/in absolviert haben (120 Stunden plus Praktikum), neu einen weiterführenden Lehrgang mit einem Abschluss «Assistent Gesundheit und Soziales Eidgenössisches Berufsattest (EBA)» an. Er führt diesen Lehrgang 2015 ein, um erstens dem sich abzeichnenden Pflegekräftemangel begegnen zu können, aber auch um «dem Trend entgegenzuwirken, dass die Berufe im Gesundheitswesen ständig weiter akademisiert werden». Die Ausbildung dauert ein Jahr und wird am gewerblich-industriellen Bildungszentrum Zug angeboten. Die so ausgebildeten Assistentinnen und Assistenten können «in Pflegeheimen unter Anleitung wichtige Aufgaben übernehmen» (Gesundheitsdirektor Urs Hürlimann). Die Ausbildung steht Interessierten aus der ganzen Schweiz offen.

## Wissenschaft

### Kakao für die Blutgefässe

Der Herz-Mediziner Andreas Flammer vom Universitätsspital Zürich erhält

den Forschungspreis 2014 der Schweizerischen Herzstiftung. Ihm ist es gelungen, neue Aussagen zu drei Nahrungsmitteln zu machen: zu dunkler Schokolade, Olivenöl und Cranberry-Saft. Die drei Nahrungsmittel enthalten reichlich Flavanole. Die Forschung geht seit Längerem davon aus, dass diese sich günstig auf Herz und Kreislauf auswirken. Andreas Flammer und sein Team haben nun gezeigt, dass dunkle Schokolade bei Patienten mit beschädigter Innenschicht der Gefässe deren Funktion tatsächlich wieder verbessern kann. Vergleichbar auch der Einfluss von Olivenöl. Und eine weitere Entdeckung: Tranken Personen mit einem erhöhten Herz-Kreislauf-Risiko täglich den Saft von Cranberrys, verbesserten sich die Reparaturmechanismen in den beschädigten Gefässen. Nun allerdings bedenkenlos fett und süss zu essen, wäre unklug. Selbst Flavanole helfen nicht viel, wenn die Ernährung allgemein einseitig und zu üppig ist.

## Kino

### Rüpel im Rollstuhl

Nach einem Snowboard-Unfall findet sich Valentin (Joel Basman) im Rollstuhl und in einer Behindertenklinik im Südtirol wieder. Er ist stinksauer auf sein Schicksal, auf seine neuen «Spasti»-Kollegen – und erst recht auf den schleimigen Marc, denn dieser ist der Freund der hübschen Pflegerin Mira. Diese ist der einzige Grund, warum das Leben doch noch etwas Schönes an sich hat. Da gibt

es nur eins: Valentin muss dringend die Tankstelle ihres Freundes überfallen, um zu beweisen, wer hier der coolere Typ ist. Dabei zeigt sich: Seine beiden neuen Kollegen Titus und Lukas sind zwar behindert, aber voll in Ordnung. Am Ende dieses Wohlfühlfilms – auch als «komisches Drama» bezeichnet, kommt es zum grossen Showdown zwischen den Tanksäulen.

«Vielen Dank für Nichts», ab 26. Juni in den Schweizer Kinos.



Anzeige

## CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

Professionell führen auf allen Stufen

# Praxisnahe Führungslehrgänge

für Team-, Bereichs- und Institutionsleitende im Gesundheits- und Sozialbereich

### Lehrgang Teamleitung

Stufe 1 (25 Tage)

### Lehrgang Bereichsleitung

Stufe 2 (22 Tage)

### Lehrgang Institutionsleitung

Stufe 3 (21 Tage)

Möglichkeit zur Berufsprüfung Teamleitung nach Stufe 1, resp. eidg. Höhere Fachprüfung Institutionsleitung nach Stufen 1 bis 3

**Infoveranstaltungen** Mittwoch, 18. Juni 2014, 16.30–18.30 Uhr, Zürich  
Mittwoch, 17. September 2014, 17.30–19.30 Uhr, Luzern  
Mittwoch, 19. November 2014, 16.00–18.00 Uhr, Bern  
(Anmeldung erforderlich)

Weitere Informationen und das Detailprogramm finden Sie unter  
[www.weiterbildung.curaviva.ch/management](http://www.weiterbildung.curaviva.ch/management)

CURAVIVA Weiterbildung Abendweg 1 6006 Luzern Telefon 041 419 01 72 [weiterbildung@curaviva.ch](mailto:weiterbildung@curaviva.ch)

## Informationen aus dem Fachbereich Alter

### Assistierende Technologie – neues Themendossier

Neue Technologien im Gesundheitswesen finden zunehmend Beachtung. Vor allem zur Unterstützung im Bereich Leben und Wohnen von älteren Menschen im angestammten Umfeld hat eine ungebremste Entwicklung neuer Produkte eingesetzt. Im Rahmen von EU-Projekten werden jedes Jahr neue Themenbereiche erschlossen und bearbeitet. Projekte daraus werden im Programm «Ambient Assisted Living» zusammengefasst. Auch der Fachbereich Menschen im Alter von CURAVIVA Schweiz ist als End User bei einzelnen Projekten involviert.

### Und die stationäre Langzeitpflege?

In der stationären Versorgung wird das Potenzial neuer Technologien zurzeit eher sporadisch und punktuell eingesetzt, bei Weitem aber nicht ausgeschöpft. Der Fachbereich Menschen im Alter hat verschiedene Initiativen lanciert, um sinnvolle Unterstützungsmöglichkeiten zu definieren und zu fördern.

In einer Studie wurde abgeklärt, welche Faktoren bei Pflegenden zur Akzeptanz von neuen Technologien eine Rolle spielen. Pflegende erwarten unter anderem, dass die Technik einfach zu bedienen ist und sie vor allem den pflegebedürftigen Menschen zugutekommt. Für sich selbst wünschen Pflegende vor allem eine Entlastung bei körperlich schwerer Arbeit. Zudem sollen technische Produkte sie bei routinemässigen und administrativen Arbeiten entlasten. Bei den Pflegehandlungen in direktem Kontakt mit den pflegebedürftigen Menschen ist der Technikeinsatz nicht erwünscht. Das Motto lautet deshalb: Pflege entlasten und nicht ersetzen.

### Projekt: Website mit einem Überblick über Produkte und Hilfsmittel

Gemeinsam mit dem Forschungszentrum Informatik in Karlsruhe wird zurzeit eine elektronische Datenbank entwickelt mit einer Übersicht über vorhandene geeignete Produkte und Hilfsmittel. Darin werden Pflegehandlungen den Aktivitäten des täglichen Lebens (ATL) und den verschiedenen konkreten Anwendungssituationen zugeordnet. In einem Pilotprojekt wird diese Website ab Juli 2014 aufgeschaltet sein.

Sie finden unter [www.curaviva.ch/dossier](http://www.curaviva.ch/dossier) → Assistierende Technologie das neue Dossier mit vielen Informationen zum Thema.

### DOCUPASS

#### Online-Hinterlegung von Patienten- verfügung und Vorsorgeauftrag

DOCUPASS von Pro Senectute ist die anerkannte Gesamtlösung für Vorsorgedokumente mit allen Informationen und Formularen: Patientenverfügung, Vorsorgeauftrag, Anordnung für den Todesfall, Testament und Vorsorgeausweis. Pro Senectute hat auf der Onlineplattform Evita (in Zusammenarbeit mit Swisscom) die Möglichkeit geschaffen, Vorsorgedokumente sicher zu hinterlegen und im Ernstfall rund um die Uhr weltweit abzurufen. Das Gesundheitsdossier kann auch von einer Drittperson verwaltet und betreut werden (Heimverwaltung oder Arzt) und stellt so sicher, dass alle nötigen Gesundheitsdaten an einem Ort und jederzeit zur Verfügung stehen.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.docupass.ch](http://www.docupass.ch)  
[www.evita.ch](http://www.evita.ch)  
[www.pro-senectute.ch](http://www.pro-senectute.ch)



Dr. Markus Leser  
Leiter Fachbereich Alter

## • Aktuell •

### Veranstaltungen

#### Impulstag 2014

«Palliative Care in der stationären Langzeitpflege»  
26. Juni 2014 in Olten  
[www.bildungsangebote.curaviva.ch](http://www.bildungsangebote.curaviva.ch)

#### Fachkongress Alter 2015

«Alters- und Pflegeinstitutionen: Vielfalt und Chancen»  
14. und 15. Januar 2015 in Basel  
[www.congress.curaviva.ch](http://www.congress.curaviva.ch)

### Diverses

#### Laufend neue Informationen:

Studien – abgeschlossene Studien zu unterschiedlichen Themen  
[www.curaviva.ch/studien](http://www.curaviva.ch/studien)

Themendossiers – Hintergrundinformationen zu Sachthemen  
[www.curaviva.ch/dossiers](http://www.curaviva.ch/dossiers)

Arbeitsinstrumente – Hilfsmittel und Vorlagen für die tägliche Arbeit  
[www.curaviva.ch](http://www.curaviva.ch) → Arbeitsinstrumente

Die Rubrik liegt ausserhalb der redaktionellen Verantwortung.  
Der Inhalt wird durch den Fachbereich Alter von CURAVIVA Schweiz gestellt.



## Alles, was Sie noch besser macht – das ist die Pistor Welt

Als Küchenchef profitieren Sie von unserem Vollsortiment gleich mehrfach. Wir beliefern Sie täglich mit einer breiten Auswahl an Qualitätsprodukten zum fairen Preis. Dazu bieten wir Ihnen unseren verlässlichen Service – damit Sie sich auf Ihre Arbeit in der Küche konzentrieren können.